

Erinnerungen von Hans Redl

**Gföhl und der Erste
Weltkrieg**

Friedrich Weber

Vorwort

Hans Redl hat ein umfassendes Tagebuch über die Kriegseignisse 1914 – 1918 hinterlassen. Dieses wurde von seinem Sohn Erwin Redl dankenswerterweise zur Bearbeitung zur Verfügung gestellt.

In der vorliegenden Niederschrift wird das Tagebuch, welches in „Kurrent“ verfasst wurde, wörtlich wiedergegeben. Einzelne Ortsnamen im Zusammenhang mit den Kriegseignissen (Frontverlauf) konnten nicht eruiert werden, sodass diesbezüglich Übersetzungsfehler auftreten können. Wichtig erscheint die Schilderung des militärischen Lebens und die Wiedergabe des Empfindens der einzelnen Soldaten. Der Einblick in das schwierige Alltagsleben der Frontkämpfer, der Umgang mit Tod und Leid, mit der Sehnsucht nach dem Zuhause, den Sorgen um Angehörige und Freunde sollen im Mittelpunkt des Erzählten stehen.

Das Tagebuch erlaubt aber auch die Zeitumstände zu erfassen und zum Teil einen Blick auf das damalige Gefühl zu werfen. Die Erlebnisse sind äußerst umfangreich, detailgenau und ergreifend niedergeschrieben. Sie erlauben dem Leser die Umstände und Lebensbedingungen der Jahre 1914 – 1918 hautnah aufzunehmen und vermitteln in ihrer Gesamtheit einen komplexen Überblick über die Ereignisse beim Militär, die Entwicklung im Kriegsverlauf und die persönlichen Empfindungen des Hans Redl.

Der Weltkrieg 1914 – 1918

Die Nachricht, dass am 28. Juni 1914 Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand samt Frau in Sarajevo durch Mörderhand zum Opfer fielen, welche Nachricht in Gföhl durch das Postamt verlautbart wurde, rief in der Bevölkerung höchste Bestürzung hervor. Am nächsten Tag 29., Peter und Paul, erfuhr man über diese so ruchlose Tat Genaueres. Von serbischen Studenten, welche von einer fanatischen Verschwörung bedungen wurden, dieses Attentat auszuführen, namens Cabrinovic, wurde auf das Thronfolgerpaar, welches sich in Sarajevo bei einer Militärübung befand und eben vom Krmak in einem Landauer durch die volkbelebten Straßen fuhren, ein Bombenanschlag ausgeübt, welcher jedoch nicht das Ziel erreichte. Princip, ein zweiter Student feuerte hernach sofort aus einer Pistole zwei Schüsse auf die Insassen des Wagens und trafen selbe ihr Ziel. Erzherzog Franz Ferdinand wollte eben noch das Volk beruhigen, er brach jedoch in seinem eigenen Blute zusammen. Beide waren tödlich getroffen und musste das Volk an das Entsetzliche mit Ernst glauben. Die Mörderbande wurde hernach gleich verhaftet und durch das Nachforschen der Polizei und Kriminal eine ganze Mordbande aufgedeckt, welche die Aufgabe von Belgrad aus hatte, eine Ursache zu Zwistigkeiten zwischen Serbien und Österreich zu suchen. Der Panslawinismus hatte nämlich schon lange eine Vergrößerung ihrer Reiche ins Auge gefasst, und Serbien, als ein stets von Attentatsplänen durchseuchtes Land, musste eben zum Anfang herangezogen werden. Alle Slawenreiche wollten sich auf Kosten Österreich - Ungarns vergrößern. Schon während des Balkankrieges 1913 zeigte sich diese Idee. Österreich - Ungarn konnte sich diese fürchterliche Mordtat nicht ohne weiteres gefallen lassen und stellte daher an Serbien ein Ultimatum, worin sie die Rechtfertigung der serbischen Regierung verlangte. Nachdem sehr viele Hochverräter aus dem Czechenvolke namens Kloforsch, Kramarg und Genossen im slawischen Ausland ihre Spionage durchgeführt hatten, war es den Serben ein Leichtes alles zu einer Herausforderung zum Krieg zwischen den Slawen und Deutschen vorzubereiten. Nach ungenügender Rechtfertigung seitens Serbiens an Österreich - Ungarn, erklärte Österreich den Krieg an Serbien. Rußland hatte schon ein halbes Jahr vor dieser Begebenheit im russischen Polengebiet alle Truppen herangezogen und Kriegsvorbereitungen getroffen um im richtigen Moment sofort losschlagen zu können. Diese Vorbereitungen entgingen natürlich der österreichisch - ungarischen Armee nicht und erklärte Österreich auch an Rußland am 1. August den Krieg. Deutschland als Bundesgenosse schloss sich an, nachdem auch an der russisch - deutschen Grenze schon Zwischenfälle vorfielen und russische Truppen bereits die Grenze überschritten. Deutschland ließ in Paris anfragen wie sich Frankreich zu einem deutsch - russischen Krieg verhalten würde. Die Antwort war so, dass Deutschland gezwungen wurde, auch Frankreich den Krieg zu erklären. Hernach folgten Kriegserklärungen Schlag auf Schlag. Die Entente war schon lange zusammengeschmiedet, welcher Gemeinschaft folgende Staaten angehörten: Frankreich, England, Rußland, Serbien, Belgien, Montenegro. Zu den Zentralmächten hatten sich Deutschland, Österreich - Ungarn, Bulgarien und die Türkei zusammengefunden. Japan im fernen Osten schloss sich auch an die Entente an. Portugal durch England. Somit ist der Weltbrand entfacht und alle Mächte mobilisierten ihre Armeen zum Kampf. Italien und Rumänien verhielten sich vorderhand neutral.

Die teilweise Mobilisierung wurde schon am 26. Juli angeordnet, bei welcher in Gföhl die Hesser v. 3. Bataillon, Breit Alfred, Ernst Johann, Fuchs Ignaz / Garmanns, Topf Karl, Pionier, schon einberufen wurden, da selbe bei IR 49, 3. Bataillon, Garnison Sarajevo aktiv dienten und zum III. Korpskommando Graz gehörten.

Wir jungen Burschen gingen abends immer spazieren um all die neuen Nachrichten über die Vorgänge sofort erfahren zu können. Am 31. Juli abends um 10 Uhr kam der allgemeine Mobilisierungsbefehl durch ein Auto von Krems in dem ein Courier selbigen persönlich Bürgermeister Franz Liebenberger überbrachte. Die ganze Bevölkerung von Gföhl war in großer Aufregung und gruppierte sich zu einem langen Zuge, welcher sich unter Heil und Siegesrufen und absingen von patriotischen Liedern durch die Straßen zog. In den Gasthäusern wurde die ganze Nacht hindurch gesungen und alle Reservisten waren begeistert in Vaterlandsliebe, und fühlten sich schon alle als Kameraden. Als der Morgen graute kehrten wir erst alle heim. Auch Vater war sehr begeistert, da er doch auch ein alter Soldat war, als Zugführer bei Landwehr 21. Am Nachmittag des 1. August, Samstag, wurden am Marktplatz alle verfügbaren Fuhrwerke stellig gemacht um alle Reservisten nach Krems zu bringen. An die vierzig Wagen nahmen Aufstellung am Platze und eine unübersehbare Menschenmenge wimmelte bei den Wagen, wo all die Männer, Väter, Söhne der Heimat, Abschied nahmen von all ihren Lieben. Herzerschütternde Szenen konnte man da miterleben, wie der Vater von Weib und Kindern, Vater und Mutter von ihrem lieben Sohn Abschied nahmen, um hinauszuziehen zum Schutze der Heimat, dem hereinbrechenden Feinde die Stirne zu bieten und ihn im Kampfe zu schlagen. In einem Wagen saßen mein Onkel Franz Gerzabek, Lehrer in Gföhl, Rudolf Tepper, Gföhl, Hörer an der Universität, Adolf Angerer, Lehrer in Gföhl, Michael Schachinger, Privat, Gföhl, welche alle in begeisterter Stimmung von der Heimat Abschied nahmen. In endlosem Zuge reihte sich ein Wagen dem anderen dem Ortsende entlang und nun ging es hinaus dem Feinde entgegen.

Ich selbst erbat mir bei meinem Vater die Erlaubnis nach Krems gehen zu dürfen um mir die Einrückung zum Regiment anzusehen. Sonntag früh ging ich mit unserem Burschen Himetzberger Franz nach Krems. Am Wege dorthin holten wir Bildhauer Tutschker aus Jaidhof, welcher dort im Speisezimmer die Plafondbildhauerarbeit ausführte, ein, und alle drei schritten wir mit Eifer dem Ziele Krems entgegen.

Am Bahnhof eingetroffen, sahen wir eine Unmenge von Soldaten, welche alle nach St. Pölten einrückten. Auch wir entschlossen uns mit den Reservisten nach St. Pölten mitzufahren. In Krems waren schon unzählige Militäristen, aber in St. Pölten konnte man überhaupt nicht durch, vor lauter Militär und Reservisten. Die ganze Stadt

war nur ein Wirbel und Gedränge. In den Kasernen wurden schon die Ausrüstungen der Feldgrauen im raschen Tempo vorgenommen, aber trotz alledem war es unmöglich allen die Monturen zugleich ausgeben zu können. Zufällig trafen wir die Herren Kippes Karl, Aff Josef, Hengl Rudolf, alle aus Gföhl und gingen mit ihnen von einem Gasthause zum anderen. Gerzabek Franz suchten wir immer, doch leider hatten wir kein Glück. So verging der ganze Nachmittag bis spät in die Nacht hinein. Wir wussten nicht, wo wir Quartier nehmen sollten, da alle Gasthäuser überfüllt und die ganze Nacht hindurch gesungen und musiziert wurde. So gingen wir halt auch in die Kaserne wo die 49er Infanterie einquartiert war. In einem Zugszimmer fanden wir Fuchs Franz aus Litschgraben, welcher bereits zum Marschbataillon eingeteilt war und am 3. August ins Feld gegen die Russen abgehen soll. Hier ließen wir uns auf Strohlager nieder um uns von den Strapazen des Tages ein wenig ausruhen zu können. Wir fanden jedoch nicht die gewünschte Ruhe, da während der ganzen Nacht ein Leben und Treiben herrschte, wie es schon der Abmarsch ins Feld mit sich brachte. Die Ausrüstungsgegenstände eines jeden Einzelnen wurden zurecht gerichtet, Tornister und Brotsack gepackt, Mantel gerollt, Gewehr geputzt um morgens bei klingendem Spiele von der Heimat Abschied zu nehmen, hinaus zu ziehen ins Feld gegen die Russen, welche bereits die Grenze im Osten überschritten. Gegen drei Uhr morgens verließen wir die Kaserne um uns bei der grünen Bettfrau Quartier zu suchen, welches wir hernach im Stadtpark fanden. Mit dem ersten Zug fuhren wir dann nach Krems zurück und nun gings zu Fuß nach Gföhl. Im Vaterhaus angelangt wurden wir mit sichtlicher Freude empfangen, da Vater schon eine große Angst hatte um uns. Wir hätten nämlich schon Sonntag abends nach Hause kommen sollen. Da wir aber mit dem Treiben in Krems allein nicht zufrieden waren fuhren wir nach St. Pölten. Vater fand keinen Schlaf, sondern wachte die ganze Nacht hindurch in Sorge um uns und machte früh morgens gleich bei der Polizei in Krems die Abgängigkeitsanzeige. Die Polizei konnte uns jedoch in Krems nicht mehr ausfindig machen, da wir uns bereits am Wege nach Gföhl befanden. Vater machte uns Vorwürfe, dass wir so unvorsichtig handelten und in diesem großen Wirbel uns hineinreissen ließen. Ich meinte zu ihm, dass es doch für uns ein ganz ausserordentliches Ereignis war, bei Militär alle Vorgänge bei solchem Anlass mitzumachen. Als Jungen hatten wir gewiss großes Interesse an allem. Vater ließ sich hernach doch beruhigen, war nun glücklich uns gesund und heil wiederzuhaben. Nachmittags ging es wieder der Arbeit nach, wo wir im Schlosse Jaidhof im Mitteltrakte Schiffboden legten.

So verging dann die erste Zeit nach Kriegsbeginn mit Verfolgung der neuesten Kriegsberichte von Serbien, Rußland und Frankreich. In Serbien überschritten unsere Armeen bei Schabaz, Semlin die Donau und von Bosnien über die Drina ging es ins Feindesland. Jedoch stießen sie auf wohl vorbereiteten Widerstand und kostete es große Opfer und Verluste. Auch in Galizien war schon der Feind ziemlich weit hereingebrochen, Lemberg bereits in den Händen der Feinde. Im Kampfe um Lemberg wurde Tepper Rudolf gefangen und Meisnitzer Alois, welche beide bei IR 84 dienten verwundet in Lemberg ins Spital gebracht und hernach bei der Einnahme als Gefangene abtransportiert.

In Frankreich gingen die deutschen Armeen im Sturmschritt über die belgische Grenze und bereits am 6. August fiel die erste Festung Lüttich, hernach Namur, Maubeuge, Luneville, Antwerpen, Brüssel und nun gings nach Frankreich. Auch von den Vogesen, Elsaß Lothringen gings vorwärts. In Riesenschritten machte die deutsche Offensive in Frankreich Fortschritte.

Hie und da kamen noch einige Urlauber, welche noch nicht ins Feld abgegangen waren, auf einige Stunden in die Heimat, darunter auch Gerzabek Franz, welcher bei Lir 21 als Ersatzreservist acht Wochen im Jahre 1910 aktiv diente. Er war in Viehofen in einem Ziegelofen einquartiert und verblieb dort bis 20. August. Im Ganzen kam er dreimal nach Hause. Beim letzten Mal waren Eischer Franz, Lehrer in Grünbach und ich bei ihm, wie er zum letzten Mal Abschied nahm von seinen Lieben und Heimat. Per Rad gingen er und wir durch unser liebes Heimatörtchen der Landstraße nach Krems entlang. Viele Bekannte, darunter auch viele Mägdelein beurlaubten sich von ihm und wir begleiteten ihn bis zum Kühbergerweg und nun hieß es endgültig Abschied nehmen von ihm. Er sah mit wehmütigen Fragen und Tränen in den Augen auf sein liebes Gföhl und sprach mit traurigem Fragen die Worte: „Behüte dich Gott, mein liebes Gföhl und Heimat, ich sehe dich nicht mehr.“ Er konnte kein Wort mehr über seine Lippen bringen, denn dieses Mal hatte er eine böse Vorahnung, dass er wirklich nicht mehr in die Heimat kehre. Sprang aufs Rad und winkte noch einige Male zu uns und nun ging es fort, hinaus dem Feinde entgegen. Wir beide konnten es auch nicht fassen, dass es wirklich so kommen kann, denn wir waren einander so lieb und zugetan, dass uns niemand voneinander bringen hätte können, als wie eben der so grausige Krieg. Ganz gedrückt gingen wir nun wieder heim und berichteten all das Schwere, das wir eben erlebten. Wieder vom Neuen wurde die frische Wunde aufgerissen und konnte niemand die traurige Stimmung verscheuchen. Gegen Abend verabschiedeten wir uns und Eischer Franz ging nach Grünbach nach Hause.

Ende August kam in unsere Nachbarschaft zum Pistracher, dessen Sohn Pistracher Johann, Bauer in Preinreichs, als erster Verwundeter nach Gföhl. Holte sich bei IR 49 bei Krasnik einen Schenkelschuss, jedoch nicht gefährlich. Er erzählte uns all die schweren Stunden beim Sturm auf Krasnik, wo er eben einen Maschinengewehrschuss erhielt. Auch russische Infanteriegeschosse sowie Dumm-Dummgeschosse brachte er mit. Vater war ganz begeistert über all das Gehörte und konnte sich gar nicht trennen. Er war nämlich der Erste, der die genauen Berichte vom Schlachtfelde der hiesigen Bevölkerung überbrachte. Überall hielten die Leute ihn auf und musste er erzählen. Zum Schlusse wusste er nicht mehr wie er sich halten sollte, da er nicht mehr konnte; so ging er hernach nach Preinreichs zu seinen Lieben, welche am liebsten ihren Papa und Mann nicht mehr auslassen wollten.

wir mit Likör und Schnaps festlich bewirtet wurden. Zum Nachtmahl kehrte ich nach Hause und wollte mich zur Ruhe begeben. Jedoch währte es nicht all zu lange, da kamen meine Freunde und holten mich ab zum Weiterlumpen ins Kaffeehaus. Dort zahlte Herbst Franzl, Sekretär vom Armenrat fünf Liter Wein. Ich hielt mich sehr zurück beim Trinken da ich ohnehin schon genug hatte. Gegen zwölf Uhr gings noch zum Schietzenhofer, wo dann noch warmer Wein kredenzt wurde. Der erwischte dann alle. Keiner kannte mehr den Anderen vor lauter Rausch. Ich zog mich zurück und legte mich auf eine Bank, auf der ein Polster lag, und schlief sehr gemütlich ein. Gegen drei Uhr wurde ich wach und war wieder voll und ganz gesund. Die Anderen natürlich wussten nichts mehr von sich. Ich empfahl mich und kehrte in mein Schlafzimmer heim und keine Minute dauerte es und schon fielen mir die Augen zu. Erst gegen Mittag erwachte ich aus meinem tiefen fast traumlosen Schlaf, war aber vollständig gesund, wohlauf und nachmittags ging es wieder an die Arbeit bei der Hobelbank noch für eine Zeit, von einem Monat, bis zur Einrückung am 15. April. Nach gründlicher Aussprache mit Vaterl kamen wir zum Entschluss mich gleich freiwillig aktiv auf drei Jahre zur Schwere Haubitzendivision 2 nach Wien - Arsenal zu melden. Sandte gleich mein Gesuch an das Ergänzungsbezirkskommando St. Pölten No. 49. Erst am 13. April kam um halb elf Uhr vormittags Frau Purker mit den Akten, worin mir mitgeteilt wurde, ich soll mich am 12. April in St. Pölten zur Assentierung beim Ergänzungsbezirkskommando melden. Da aber mein Gesuch samt Beilagen bei der Bezirkshauptmannschaft Krems über zwölf Tage liegen blieb, so konnte ich nicht mehr rechtzeitig erscheinen. Rückte gleich nachmittags nach St. Pölten ein. Meldete mich in der Standes - Kanzlei und der anwesende Feldwebel frug mich, warum ich nicht am 12. 9. bei der Assentierung erschienen sei. Berichtete ihm über die Verzögerung bei der BH Krems und er gab mir den Rat, ich soll mich morgen bei der Präsentierung gleich als aktiv zu dieser von mir gewünschten Truppe melden. Übernachtete in einem Gasthause am Domplatz und konnte dortselbst eine angenehme Ruhestätte finden. Zeitlich früh erwachte ich schon voll Spannung auf die kommenden Ereignisse. Suchte gleich das Gasthaus zum blauen Ochsen in der Wienerstraße auf und war der erste Rekrut, welcher sich sofort um die näheren Bestimmungen für die Präsentierung interessierte. Als Vierter ging ich hinauf in den Saal, woselbst bereits die Kommission ihres Amtes waltete. Entkleideten uns und wurden auf die Maß gestellt, wo ich 1.66 m maß. Nahm selbstverständlich all meine Dokumente mit hinein in den Saal. Als ich an die Reihe kam, frug mich Herr Oberst, was ich da für Schriften bei mir habe. Bat ihn gehorsamst mich zur Schwere Haubitzendivision 2 einteilen zu wollen, da ich nicht bei der am 12. April stattgefundenen Assentierung erscheinen konnte, aus oben angeführten Gründen. Hierauf gab Herr Oberst dem Feldwebel den Befehl sofort nachzusehen, ob für diese Division Rekruten beige stellt werden müssen. Nach Vermittlung kam der Feldwebel mit dem Bescheid, dass zwanzig Mann zu derselben eingeteilt werden müssen. Nun meinte Herr Oberst „so kannst zu Deinem gewünschten Truppenkörper ohne weiteres einrücken“ nur soll ich mich dann beim Kader als Aktiver melden. Selbstverständlich war ich ganz erfreut, dass meinem schon lang gehegten Wunsche Rechnung getragen wurde und entfernte mich aus dem dichtbesetzten Saal und suchte mir im Hof meine Abteilung zur Sammlung. Nach langem Suchen fand ich einen verborgenen Winkel unter einem notdürftigen Flugdache ein ruhiges Plätzchen, woselbst auf einem Karton ein Zeichen für die Schwere Haubitzendivision 2 angebracht war. Als erster dort angelangt, ließ ich mich mit all meinen Habseligkeiten auf meinem Kofferl nieder, entnahm aus demselben Esswaren von Zuhause und ließ es mir wohl gut schmecken. Nach langem Warten von einer Stunde traf der zweite Rekrut ein. Selbiger suchte auch schon lange herum bis er die Sammelstelle fand. Stellten uns gegenseitig vor und konnte erfahren, dass er Litschauer Franz, Cineooperateur von Heidenreichstein war und auch zu dieser Division bestimmt war. Bis gegen Zwölf waren wir schon zwölf Mann. Unsere Transportkommandanten, Zugsführer Mosel, Waffenmeister und Vormeister Preindl, suchten uns auf, besorgten für uns Menagen, woselbst ich den Bauer Fuchs aus Reittern als Koch zufällig traf. Die erste Menage bestand aus Rindsuppe, Rindfleisch und Kartoffel und mundete uns vorzüglich. Verzehreten selbige gleich gegenüber der Menageverteilung mit großem Appetit. Nachmittags erhielten wir noch die restlichen acht Mann und wurden hierauf mit Brot und Rauchzeug versorgt, in der großen gedeckten Kutsche mit anderem Transporte zusammengestellt zur Abfahrt in die Garnisonsstadt. Welche? Wussten wir nicht genau. Ich war fest der Meinung Wien - Arsenal, Objekt 12, woselbst im Frieden die Division einquartiert war. Gegen sechs Uhr abends gingen sämtliche Rekrutentransporte zum Bahnhof, und wurden in den Zug Richtung Wien einwaggoniert. Fanden in einem Personenwaggon reichlich Platz und nun ging es in eilendem Tempo der lieben Wienerstadt entgegen. Gegen neun Uhr abends langte der Zug am Westbahnhof ein, wo schon sehr viel Militär zu sehen war, teilweise auch Transporte ins Feld hinaus gingen. Der ganze Zug von uns Rekruten wurde gleich formiert und nun suchte unser Transportkommandant ein Gasthaus mit uns auf, um ein Nachtmahl einnehmen zu können. In der Nähe der Mariahilferstraße kehrten wir ein und nun ging es recht fröhlich zu bei Wein, Bier und Gesang. Wurden schon sehr gastfreundlich bewirtet von all den anwesenden Gästen und die Stimmung hatte gegen zwei Uhr ihren Höhepunkt erreicht als noch warmer Wein und Likör kredenzt wurde. Alle Wiener Stammgäste von diesem Lokal wollten uns bis in der Früh nicht fortgehen lassen und meinten „Ihr kommt ohnehin noch früh genug zurecht zum Handkusse“. Endlich, um acht Uhr morgens brachen wir auf zum Marsche über Gürtel, ...dorferstraße hinüber am Naschmarkt, Wiedner Landstraße, Rennweg, Südbahnhof. Ganz enttäuscht, dass wir nicht in Wien bleiben können kamen wir erschöpft von dem langen anstrengendem Marsch mit unseren Habseligkeiten um ½6 an unser Ziel. 6 Uhr 20 setzte sich der Zug in Bewegung gegen Süden über Vöslau, Wiener Neustadt, Neunkirchen auf der Südbahnstrecke hinunter. „Ja wo fahren wir denn hin“, war all unser Fragen, doch leider war nichts herauszubekommen von unserem Begleitpersonal, nur kurz hieß es: „Werdet

schon sehen wann und wo der Zug halten wird.“ Uns allen wurde schon Angst und Bange, wohin wir verschickt werden, vielleicht gar hinunter an die Meeresküste. So weit sollte es doch nicht sein. Wie die hohen Berge von Gloggnitz, Payerbach, sichtbar wurden, war uns ganz anders zu Mute, denn alle von uns waren noch nicht in der angenehmen Lage im Hochgebirge verweilen zu können. Die Wetterlage war herrlich schön. Die Sonne spendete ihre lieblichen warmen Strahlen auf die mit Eis und Schnee bedeckten Gipfeln vom Semmering hernieder, dass es ein Vergnügen war, die so schöne, herrliche, gottesfreie Natur bewundern zu können. Je höher wir hinauf kamen auf die Serpentinestrecke, über die vielen Viadukte und durch Tunnels, desto freier konnten wir aufatmen, als ging es hinauf immer höher zu unserem lieben Herrgott. Hoch oben auf dem mit Latschen und Moosen bewachsenen Bergeshöhen atmeten wir alle tief auf, um all die vielen Eindrücke dieser mit so herrlichen Naturschönheiten reichlich gesegneten Gefilden für ewig in Erinnerung zu behalten. Die Maschinen hatten ihr Möglichstes geleistet, die starke Steigung hindurch bis Mürzzuschlag, woselbst eine kleine Rast gehalten wurde, um unser Mittagsmahl von der Verköstigungsstation zu holen. Nach einstündiger Fahrtunterbrechung setzten wir unsere Reise wieder fort gegen Bruck an der Mur. Hier hatten wir Maschinenwechsel. Immer talabwärts dem Murflusse entlang schlängelte sich der Zug gegen die Ebene der Landeshauptstadt Graz. Von Weitem blickte uns das Wahrzeichen, „der Schloßberg“, entgegen, inmitten der anmutig vom Murflusse durchzogenen Stadt. Hier glaubten wir unser Ziel erreicht zu haben, doch leider ging es von Neuem weiter hinunter gegen Süden. Am Flugfelde von Graz konnten wir unzählige Flieger beobachten, welche ihre Schulflüge durchführten. Gegen zwanzig waren stets in der Luft und kreisten um die Stadt und gegen Eggenberg hinaus. Die Berge hatten wir hinter uns und waren der sicheren Meinung, wir werden noch die ganze Nacht hindurch fahren. Doch wir sollten uns getäuscht haben. Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr abends lief der Zug am Bahnhof Marburg ein und nun kam der Befehl „alles fertig packen, wir sind an unser Ziel gelangt.“ Also Marburg soll unsere Garnisonsstadt werden? Über die hohen Stiegen am Bahnhof herunter ging es durch die volkbelebten Gassen der Stadt über den Hauptplatz, Draubrücke in die Artilleriekaserne. Das Gefühl beim ersten Mal des Betretens des Kasernenhofes durch die Hauptwache war momentan etwas beklemmend, und in der Baracke, wo zirka 200 Mann einquartiert waren, stieß uns schon die Ausdünstung von der Mannschaft zurück. So, jetzt hieß es schon hineinbeissen in den sauren Apfel, dachte sich ein jeder. Die Tagcharge nahm uns in Empfang und wies uns gleich unsere Liegestelle an, auf der oberen Etage. Ich bekam neben einem tschechischen Vormeister namens Truak meinen harten Strohsack und Decke. Von der langen, mit vielen schönen Eindrücken gemachten Fahrt, etwas abgespannt und müde, fielen uns die Äuglein bald zu, und im Traum bei unseren Lieben, verstrich die erste Nacht bei Militär. Um fünf Uhr früh Tagwache sprangen wir alle gleich aus den Federn, die wir nicht besaßen und nun ging es dem Alltagsleben beim Militär, mit Spannung auf die kommenden Ereignisse, entgegen. Der Schwarze [Kaffee] musste von der Küche in der Kaserne geholt werden. Gegen sechs Uhr früh Antreten zur Ausrückung der alten Mannschaft. Sieben Uhr unser Antreten zum Monturfassen von uns neuen Rekruten. Im Monturdepot lagen die Ausrüstungsgegenstände hoch aufgestapelt, von allen Sorten eine Unmenge. Die Verteilung derselben an uns Rekruten ging sehr rasch vonstatten. Die Größe der Montur wurde nur oberflächlich genommen. Jeder bekam nur sehr alte Montur, zerrissen, schmutzig, mit vielen Flecken behaftet. Die Beschuhung ging noch an. Ich, zum Beispiel, erhielt eine blaue Hose mit acht eingesetzten Flecken, nicht zum ansehen. Waffenrock hatte gar keine Knöpfe und sehr schmutzfleckig, Kappe ohne Schirm. Schuhe waren gut und auch auf meinen Fuß gut passend. In der Baracke angelangt hieß es gleich ein jeder müsse seine Montur sofort reinigen und instand setzen, um fünf Uhr abends, nach dem Befehl, Monturvisite. Jeder hatte vollauf zu tun mit waschen, flicken, putzen und kam keiner zu tun damit. Wirklich, um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr kam der dienstführende Feuerwerker Franz Wagner mit seinem finsternen Blick, langem Schnurrbart, und inspizierte jeden Einzelnen von unten bis oben, dass uns nicht gut war. Natürlich war bei keinem alles recht. Jeder hatte Anstand und so mussten wir bis neun Uhr wieder alles fertig haben um uns neuerlich von der Tagcharge und vom Zugskommandanten visitieren zu lassen. Bei uns stimmte so ziemlich alles und so konnte ich mich um neun Uhr niederlegen. Einigen jedoch ging es schlechter. Selbige arbeiteten bis um elf Uhr. Nächsten Tag kamen von Wien die Gruppen A und B. Aus Znaim, Brünn, Iglau und Kremsier kamen Rekrutenzüge und nachmittags hieß es gleich Kasernenhof reinigen, Geschütz reinigen, Strohsackstopfen. Zum letzteren wurde auch ich kommandiert. Zirka 100 Strohsäcke mussten gefüllt werden und vier ältere Diener als Instrukoren und Aufsichtspersonal zeigten uns den Arbeitsvorgang. Mir war diese Arbeit nicht neu, denn mein Vater zeigte mir schon als Schüler diese Arbeit und musste ich alle Strohsäcke zu Hause selbst stopfen. Ich hatte bald einen Sack fertig, welcher ganz vorschriftsmäßig gestopft war. Feuerwerker Wagner sah sich ihn an, war sehr zufrieden und frug mich, woher ich das habe. Gab ihm ganz korrekt die Antwort, dass ich vom Vater, welcher auch als Zugführer bei Landwehr 21 aktiv gedient hat, militärisch erzogen wurde, mir daher alles nicht schwer fällt. Nun meinte er, „kannst gleich aufhören von dieser Arbeit und meldest dich gleich zum Geschütz reinigen.“ Hier musste ich natürlich die Patscharbeit machen, Wasser holen, mit Bürsten und Tuch die Lafette und Räder reinigen. Dann Kasernenhof kehren und um fünf Uhr hernach war Befehlsausgabe. Vorher hieß es noch die Montur instand halten. Die alte Mannschaft hatte Ausgang und wir Rekruten hatten bis neun Uhr fleissig zu tun mit dem Reinigen der Baracke, Schuhe putzen von unseren Chargen. Sonntag vormittags wieder Monturvisite von allen Rekruten. Da gab es wieder viel Anstände und die Arbeit ging wieder von vorne los. In den Wiener Rekruten fanden wir gute Kameraden, waren lauter intelligente Burschen mit viel Humor. Wunderbares Wetter herrschte den ganzen Tag und abends saßen wir im Kasernenhof recht gemütlich beisammen und

kamen allerlei Witze zum Vortrag. Keiner war traurig, da doch die Kameradschaft schon ihr Schärfflein mitbrachte.

Montag 19. Erstes Ausrücken in der Kaserne. Gelenksübungen und Fußexerzieren in einzelnen Gliedern. Abends todmüde, diese Bewegungen der Muskeln nicht gewohnt

Mittwoch 21. Erstes Ausrücken am Exerzierplatz. ½ Stunde zu marschieren auf die sogenannte Schinderwiese. Tagtäglich immer die gleiche Beschäftigung.

Mai 1. Erstes Ausgehen in die Stadt, mit einem Bekannten, welcher beim Gruber - Wagner, Gföhl, das Wagnerhandwerk erlernte. Selbiger diente bei der schweren 14er und war in Objekt „Drei“ einquartiert. Er gab mir seine Kommissmontur, welche mir sehr gut passte und er nahm seine Ausgangsmontur. Gingen mitsammen in die Stadt hinein und ich wurde von der Wache gar nicht beanstandet, da ich keinem Rekruten gleichsah, sondern mit meinem Schnurrbart eher einem Reservisten mit dreissig Jahren. In der Stadt gefiel es mir sehr gut. Der Hauptplatz ist wunderschön gebaut, der Stadtpark ist auch eine herrliche Anlage. Die Bevölkerung ist überwiegend deutsch (98%), 2% Slowenen. Infanterie 47.

In der Kaserne mit 3 Objekten lagen unsere Divisionen 2, 3, 14.

Die Verpflegung ist sehr gut und reichlich. Brot allerdings wenig und nur aus Mais. Musste mit der Kappe ausgefasst werden. Mannschaft von uns lagen zirka 500 Mann und in 200 Mann; letztere vom Jänner eingerückte Landsturmlaute. Post erreichte uns sehr pünktlich, aber es wurde alles zensuriert.

4. Mai Impfung gegen Typhus und Blattern. Anfertigung von Kisten für Montur zum Transport. Auszug bei klingendem Spiele aus der Kaserne zur Reise nach Adelsberg, da unsere Kaserne zum Hauptquartier vom italienischen Kriegsschauplatz ausersehen wurde. Nach erfolgter Einwaggonierung setzte sich der Zug um ein Uhr mittag gegen Süden in Bewegung. Besonders schöne Landschaftsbilder durcheilte der Zug bei Cilli, Steinbruck, Tuffa (Bergwerk). Durch das malerische Savetal. Laibach passierten wir um ein Uhr nachts. Ankunft in Adelsberg um fünf Uhr morgens. Hier ist die Landschaft ganz öde, keine Wälder, nur vereinzelte Bäume und Kalkgestein des berühmten Karstes. Überall sieht man nur Hutwiesen mit losen Gestein übersät.

Am Ortseingang lag vor unseren Augen bereits eine Stellung für Infanterie und die Sappeure nahmen einen ganzen Tag hindurch Sprengungen vor, da sonst kein Graben ausgehoben werden kann. Nach erfolgter Auswaggonierung fuhr die Batteriekolonnie in die Ortschaft; am Hauptplatze wurde provisorische Aufstellung genommen. Die voraus gefahrenen Quartiermacher wiesen unsere Liegestätten an und nun hieß es auf einem Dachboden auf ziemlicher Höhe aufsteigen. Zum Glücke war genug reines Stroh vorhanden, sodass doch eine angenehme Ruhestätte gefunden werden konnte. Scherzweise und auch zur Orientierung wurde jedem belegten Stadel oder Dachboden ein Namen gegeben. Unsere Villa zur „Elisabethpromenade“ beherbergte ausser uns zwanzig Mann noch einen Schuhmachermeister, welcher uns als ein sehr braver entgegenkommender Besitzer galt. Die Bevölkerung größtenteils slowenisch, arm und wenig gastfreundlich. Hie und da bekam man ein deutsches Wort zu hören. In Gasthäusern war nur Rotwein und Polenta zu haben, wenn man gut bezahlte. Die Bora ließ uns auch etwas ansehen am Heuboden. Das Dach hatte schon ziemlich Löcher und der Wind blies uns in der Nacht bei strömendem Regen durch und durch. Nächsten Tag schwindelten wir unser fünf Mann fort, um uns die berühmte Grotte zu besichtigen. Denn frei bekam man nicht ohne weiteres. Die Grotte liegt zirka zwanzig Minuten vom Orte entfernt im Tale, wo die Poik, ein Fluss beim Eingang der Grotte, im Berg verschwindet, nur ein Gurgeln des kräuselnden in die Tiefe eilenden Wassers ist vernehmbar. An der Kassa lösten wir uns die Eintrittskarte und nun ging ein Trupp von zirka fünfzig Mann unter Leitung eines Führers bei Fackellicht in die kühle Grotte. Eine Wunderwelt tat sich auf vor unseren Augen auf und wir konnten uns gar nicht satt sehen an all diesen herrlichen Tropfsteingebilden und Säulen. Im Inneren kam wieder der Fluss zum Vorschein, verstaute sich zu einem kleinen See, und verschwand wieder, wie ein Gespenst hinter einer Tropfsteinwand. Wir passierten auch den hohen, mit vielen großen und kleinen, stehenden und hängenden Säulen besetzten Chalvarienberg. Die Stelle beim Vorhang wurde durch eine Pechfackel beleuchtet und so konnte die ganze Struktur des Kalkgesteines betrachtet werden. Im Dome sieht es gottvoll aus. Es kommt einem wirklich vor als wäre man in einer mit vielen Denkmälern und Statuen ausgestalteten Kirche. Unsere tiefen mitgenommenen Eindrücke blieben uns ewig in Erinnerung. Zum Angedenken an dieses herrliche Naturwunderwerk nahm ich mir trotz Verbotes einige Tropfsteine mit. Nach 2½ stündiger Wanderung in diesem Wunderwerke kehrten wir wieder ans Tageslicht. Hernach suchten wir uns ein stilles Plätzchen am Bergesrückten unter welchem sich die Grotte befindet und sammelten uns verschiedene seltene Blumen (Enzian großglockig) und verblieben dort bis sich die Sonne senkte und hinter den fernen Bergesgipfeln bei herrlicher Abendstimmung verschwand. In einem einfachen Gasthause ließen wir uns noch ein Viertel Rotwein gut schmecken und nun hieß es zurückkehren zu unseren Kameraden am Heuboden. Diesen gingen wir den ganzen Tag ab und sie beneideten uns sehr um unsere schöne Wanderung. Die Nacht verging dieses Mal besser, denn unsere Müdigkeit ließ uns sofort einschlafen. Um vier Uhr früh hieß es schon auf und sofort am Hauptplatz Aufstellung nehmen zur Auslese der Mannschaft für die neu zusammenzustellende Marschbatterie, welche direkt von hier gegen die italienische Grenze in Kürze abgehen sollte. Auch ich wurde herausgesucht und für die Munitionskolonnie eingeteilt. Hierauf hieß es „Reihen rechts um“ und nun marschierten wir ins Monturdepot um feldmäßig ausgerüstet zu werden. Bis gegen Abend dauerte es bis endlich einmal Abtreten eintrat und wir waren herzlich froh endlich Ruhe zu bekommen. Mir ging es aber nicht recht ein, dass wir Rekruten schon zur Marschbatterie eingeteilt werden sollen, wo wir doch überhaupt noch gar keine Ausbildung mit dem Gewehr, geschweige mit dem Geschütz und am Telefon hatten.

Nächsten Morgen meldete ich mich bei dem dienstführenden Feuerwerker Wagner und erkundigte mich, ob denn tatsächlich unausgebildete Mannschaft ins Feld gehen könne mit der Marschbatterie. „Wir sind doch erst vier Wochen beim Militär“. Jetzt erst kam er darauf, dass der Rekrutenzug zurückbehalten werden muss. Die Feldausrüstung wurde wieder abgeliefert und nun waren wir Jungen, Jahrgang 1896, wieder vogelfrei. Durch die Ausrüstung der Marschbatterie und fremde Einquartierung war eine große Unordnung und wir Jungen empfahlen uns während des Exerzierens. Wir besichtigten die von den Sappeuren hergestellten Feldbefestigungen aus dem Kalkgestein des öden Karstes. Am 10. Mai kam schon für uns der Marschbefehl für 12. Mai nach Nordböhmen, also ganz entgegengesetzt von unserem jetzigen Aufenthaltsort. Theresienstadt soll nun unsere Garnison werden. Alle verfügbare Mannschaft musste alle Kisten und Requisiten packen und am Bahnhof einwaggonieren. Marschbatterie Nr. 3 blieb bis auf weiteren Befehl in Adelsberg. Die letzte Nacht erhielt ich mit dreissig Mann Lagerbereitschaft, wo wir bei strömendem Regen und kaltem Borasturm die ganze Ortschaft Adelsberg bergauf, bergab patrouillierten mit Zugführer Redl Karl, einem Namenskollegen von mir. Während wir unsere ganzen Regimentshabseligkeiten des Ersatzkaders auf den Bahnhof schafften, konnten wir am Tage 25 – 30 Militärzüge beobachten, welche schon für die italienische Front bestimmt waren und an die Grenze abgingen. Gegen sechs Uhr abends nahmen wir Abschied von dem Windloch Adelsberg und nun ging es nach Norden nach Böhmen, beinahe an die oberste Grenze vom Vaterland. Die ganze Nacht hindurch konnte ich in einem Viehwaggon, wo sechs Pferde einwaggoniert waren, sehr angenehm warm, auf Stroh, Heu und Decken ruhen und mir von der lieben Heimat träumen lassen. 13., morgens sechs Uhr, hielt der Zug in Marburg, wo der Kaffee ausgegeben und Brot fassen war. Gegen acht Uhr setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Auf der ganzen Südbahnstrecke über Graz, Bruck a. d. Mur, Semmering, Wien. Hier auf dieser Fahrt ging es uns sehr gut. Die gutherzige Seele des Steirers konnten wir angenehm verspüren. Während irgendeines Aufenthaltes in einer Station kamen die Frauen und Dirndl mit allerlei Lebensmittel um den durchziehenden Soldaten eine Liebesgabe geben zu können. Wir nahmen alles von Herzen gerne an, da die Menage ohnehin sehr karg bemessen war. Die Semmeringfahrt mit ihren vielen Naturwundern war noch das Allerschönste an diesem Transport. Von Wien aus ging es gleich weiter auf die Franz - Josefs Bahnstrecke, Absdorf hinauf nach Sigmundsherberg. Wie ich diese Strecke fuhr, war es mir schon schwer ums Herz, nicht zu meinen Lieben fahren zu können, wo ich doch so nahe war. Leider hieß es weiter hinein über Gmünd, Tabor, Pribram, Prag. Vorher Beneschau. In der Nähe das Schloß Konosicht, Besitz vom Thronfolgerpaar Erzherzog Franz - Ferdinand. In Prag um sieben Uhr abends angelangt und eine Stunde Aufenthalt zum Menagieren. Vom Bahngleise aus konnten wir den so wunderbaren Anblick von Hradschin und Moldaubrücke genießen. Die Abendsonne sandte noch ihre letzten Strahlen über das Meer von Häusern und die Passanten eilten über die Verbindungsbrücke hinauf zum Zentrum der so wunderbar gelegenen Stadt Prag. Hier hörten wir natürlich nur tschechische Sprache und die Begrüßung " „Svasdar“.

Die Fahrt setzten wir um 8 Uhr 10 wieder fort, die ganze Nacht hindurch bis gegen drei Uhr morgens, wo wir in der Station Bauschowitz einliefen. Ich konnte kaum meine Montur reinigen und mich waschen, hieß es schon: „Sofort die Pferde und Kistenmaterial auswaggonieren“. Die Mannschaft wurde hier noch ärger als wilde Tiere gebändigt. Denn wir waren von dem Transport von Adelsberg bis Theresienstadt ganz abgespannt und erschöpft. Dessen ungeachtet hieß es fest zugreifen und die schweren Monturkisten auf Wagen verladen und die müde Mannschaft konnte jetzt die vollgeladenen Kisten ohne Pferdezug in die Artilleriekaserne ziehen. Skandalös solch ein Verlangen. Die Pferde wurden geschont und wir konnten mit hungrigem Magen die schwere Last ziehen. So wurde von unseren Herrn Offizieren die Mannschaft gemartert und geschunden. Nun ging es beim Haupttor in den Kasernenhof, wo wir den Wagen zum Monturdepot vorführen mussten. Endlich, gegen sieben Uhr morgens, bekamen wir unseren Cernj natürlich auch miserabel wässrig und kein Brot. Unsere Dislokation ließ sehr viel zu wünschen übrig. Vor dem Kriege war selbe nur ein Kellermagazin für Material. Im Krieg wurde selbiger geräumt für russische Kriegsgefangene. Jetzt mussten diese in anderes Lokal und wir konnten den Unrat von den Gefangenen wegschaffen. Einen ganzen Tag hieß es fest zugreifen um doch halbwegs ein reines Mannschaftszimmer erhalten zu können. Abends wurde die Mannschaft der jungen Rekruten in zwei Züge geteilt, ein deutscher und ein tschechischer. In dem deutschen Zug war Zugführer Mahovsky Franz, Korporal Schatzl und Hasl. Ersterer war ein Studienkollege von der Realschule in Krems, meines bereits als Held fürs Vaterland gefallenen Onkel Franz Gerzabek und Alfred Breit auch bereits als Held gefallen.

Wir konnten uns abends nicht mehr rühren von den vielen Arbeiten und Anstrengungen des sehr heissen Tages und schiefen alle sofort ein. Hier hatten wir schöne Strohsäcke, Kopfpolster, Leintücher und Decken. Alles musste in Reih und Glied geordnet sein. Die Montur vorschriftsmäßig gelegt. Die Schuhe „habt acht“ gestellt vor dem Strohsack. Beim Abendrapport wurde alles vom Zugführer visitiert. Die Visite wurde sehr streng und genau durchgeführt. Nächsten Morgen glaubten wir dienstfrei zu bekommen auf Grund der anstrengenden Leistung während des Transportes und der geleisteten Kasernenarbeit, doch hieß es schon um sechs Uhr gestellt sein zum Ausrücken auf den Exerzierplatz zwischen Theresienstadt und Leitmeritz. Doch rückten wir schon um zehn Uhr ein um Löhnung und Brot zu fassen. Nachmittags wieder Reinigung des Kasernenhofs und Gänge, Zimmer, Kanzleien und Klosetts. Ich kam zum Kasernenhof reinigen dran, abends noch Montur- und Zimmervisite vom Zugführer. Sonntag, neun Uhr morgens, allgemeine Visite von der ganzen Mannschaft. Elf Uhr Befehlsausgabe und hernach das erste Mal einen Schweinsbraten als Menage. Konnten dies natürlich als einen Irrtum betrachten, denn dies kam bei Militär doch nie vor. Nachmittags machten wir Kollegen von St. Pölten einen Rundgang durch die ganze Garnisonsstadt. Von der Stadt selbst ist überhaupt nicht viel zu sehen. Denn hier gibt es nur

Kasernen und Depots, sowie Gasthäuser. Privat überhaupt niemand. Eine große Infanterie-, Artillerie- und Kavalleriekaserne, sowie Traindepot und Lebensmittelmagazine. Die Festung ist als geschleift gerechnet, jedoch die Werke bestehen noch, sowie auch der Wassergraben und Festungsgefängnis für Schwerverbrecher. Um neun Uhr abends hieß es pünktlich zu Hause sein. Wehe, wenn ein Rekrut fehlen würde. Hatten uns die ganze nahe Umgebung besichtigt, von den Schutzdämmen aus gegen Leitmeritz hin gebirgig und ringsherum eben. Die Eger, ein ruhig fließender Fluss, dreimal so groß wie der Kamp bei der Mündung, mündet oberhalb Leitmeritz in die Elbe, welche von Osten her sich längs der Ausläufer vom Riesengebirge und dann durch die bekannte sächsisch böhmische Schweiz ihren mit vielen Windungen versehenen Lauf sucht.

Die zweite Woche verstrich mit gewöhnlichem Kasernenleben. Gelenksübungen und Fußexerzieren. Nachmittags ging es auf Marschübungen und hernach baden in der Eger um unsere Körper von dem vielen Schweiß und Staub zu reinigen. Konnten uns ganz vogelfrei bewegen beim Bad und fühlten uns wie im Himmel um sich wieder einmal als Mensch betrachten zu können. Die Chargen fischten in der Eger, da selbe sehr fischreich ist. Nach dem Einrücken war Löhnung und Brotausgabe. Dieses Mal gab es Kartoffelmehlbrot. Schmeckt nicht gut doch blieb uns nichts anderes übrig. Alle waren froh, dass endlich Fassung war. Diesen Moment erwartete ein jeder mit großer Sehnsucht.

25. Mai. Ich wurde in die Bildungsschule eingeteilt, wo uns dann 32 Mann im 1. Zug waren. Besonders streng in allem Exerzieren und militärischem Benehmen ging es jetzt zu. Als Bildungsschüler rückten wir mit den Signalfahnen am 28. Mai nachmittags zum ersten Mal aus. Die Morsezeichen wurden schon in der Schule vorgetragen und nun hieß es durch die Signalfahne weiter geben. Jeden Dienstag nachmittag in der Woche ging es zum Bad im Egerfluss unter Aufsicht eines Fähnrichs oder Kadetten.

Die Ausbildung schreitet langsam vorwärts. Als erstes kommt Gewehrexerzieren, Geschützunterricht vorerst nach Detailzeichnung und dann beim Geschütz selbst am Kasernenhof und Exerzierplatz. Mit Muster 99 mussten wir beginnen, da die neuen Skoda-Feldhaubitzen, 15cm, erst in Wien im Arsenal gelehrt wurden. Telefon und Telegraf musste auch ein jeder von uns lernen und auch Telefonleitung legen in allen möglichem Terrain. Weiters ging noch die Deckungsarbeit an. Jeden Nachmittags war Ausrücken mit dem ganzen Schanzzeug, Krampen, Schaufeln, Spaten, Pickel, Zugsäge, Hacken und dergleichen. Geschützstandsdeckung mit Bettung und Wiederhalt, Laufgräben, Beobachtungsstände, Aufklärerunterstand ausheben mit Bretter und Rasenziegel abdecken um gegen Flieger und feindliche Kugeln ein wenig gedeckt zu sein. Auch mussten über kleine Bäche und Gräben eine abmontierbare Brücke gezogen werden, welche in einem eigenen Wagen mitgeführt wurde, für den Batteriekommandant eine Schubleiter als Beobachtungsstand, befestigt mit Seilen an einer geduckten Stellung an einem Baum oder bei geparkt. Bei diesen Arbeiten hieß es immer fleissig angreifen und der Schweiß rann jedem über die aufgebrannte Stirn. Ganz müde und abgespannt rückten wir ein und jetzt gingen wir in der dienstfreien Zeit hinauf auf die Festungsgürteln um uns auszuruhen von den Anstrengungen des Tages.

Mit sieben Wochen Ausbildung begann der Wachdienst, und jeder vom ersten Rekrutenzug ging jeden dritten Tag zur Wacheabteilung von 6 – 8 Mann zur Torwache, Festungeskorte, Laboratoriumswache, Garnisonsarrest. Hatten immer sehr strenge Wachkommandanten, meistens aktiven Unteroffizier. Ich hatte auch keine all zu große Freude mit dem Posten stehen. Am besten gefiel mir noch die Festungeskorte. In dieser Strafanstalt waren meistens politische Militärverbrecher. Die Thronfolgermörder Cabrinovic, Princip, Jassivenovic waren dort auch als Einzelhäftlinge in unterirdischen finsternen Zellen, wo sie in Ketten schmachten mussten. Ich selbst hatte auch ein Mal auf diesem Gang Posten und musste jedes Guckerl visitieren. Auch hohe Offiziere und Mannschaftspersonen waren dort auf „Erholung“ von einem Jahr bis lebenslänglich. Im Ganzen zirka 900 Häftlinge. Ein Sträfling hatte im Gefängnis die Gärtnerei gelernt, hat bereits seine Strafe abgesessen, 18 Jahre, und ging nicht mehr aus der Anstalt, da es für ihn eine Lebensstellung als Anstaltsgärtner gab und er mit seinem Lose sehr zufrieden war. Bei der Torwache „Kasernenhofeingang“ ging es auch sehr streng her. Die Inspizierungen seitens der Garnisonsinspektionsoffiziere, besonders jener von den IR. 42 waren oft sehr streng mit dem Halten des Wachdienstes. Draussen am Posten wurde die diensthabende Mannschaft ziemlich oft auf die Probe gestellt und hie und da gab es einen Anstand besonders mit den älteren Czechen. Selbige wollten sich anfangs absolut nichts geben. Man bekam nur „Ja ne rozime nemezcki“ zur Antwort, heisst auf deutsch: „ich verstehe nicht deutsch“. Für die Kommandanten war es sehr schwer, ihnen alle Vorschriften des Wachdienstes in Güte beizubringen. Es musste immer ein Dolmetsch den Vermittler machen. Uns Jüngeren fiel es leicht. Ein jeder vom 1. Zug versah seinen Dienst ohne Anstand.

Anfangs Juni ging eine Marschbatterie vom IR. 42 ins Feld. Mit Blumen und Eichenlaub bekränzten Waggon, voller Marschadjustierung, bei klingendem Spiele der berühmten 42er Militärmusik zogen sie, die Helden, hinaus nach Rußland, um die schon ziemlich dezimierten Bestände des Regiments, durch die bereits im vollen Gange rollende Offensive von Gorlice Nida, zu ergänzen.

Auch in unserer Kaserne war je eine Kompanie mit je zwei Maschinengewehren von IR. 42 und IR. 92 einquartiert. Selbe rückten jeden Tag zwei Mal mit den Tragtieren (Mulis) auf den Exerzierplatz aus oder im offenen Terrain auf, um so genau die Situationen im Felde, schon hier erfassen zu können und zu trainieren. Weiters hatte ich ein Mal Gelegenheit zuzusehen, wie eine Abteilung 20.000 scharfe Patronen mittelst einer Maschine in die Gurt... eingelegt wurden. Im Nu geht diese Arbeit dahin und werden schon wieder in den Verschlagen verpackt, fürs Feld bestimmt. Nach acht Tagen zogen auch sie hinaus ins Feld, wo der Nachschub dringend angefordert wurde.

Ein russisches Maschinengewehr stand auch als Trophäe vor der 42er am Kasernenhof, welches am San den Russen abgenommen wurde.

Am 14. Juni kam vom Felde herein ein Oberfeuerwerker der Batterie 10, welcher schon 17 Jahre bei der Schw. Haubitzendivision 2 diente. Durch die vielen Strapazen draussen in Rußland, vor dem Feinde, ein nervöser Mensch. Will hier beim Kader eine strenge Disziplin und Ordnung einführen; doch hat er wenig Glück, da die alten Unteroffiziere ohnehin die Abrichtung genau nach Dienstreglement durchführten und noch dazu nicht beliebt ist bei diesen, da sie seinen Charakter von aktiver Zeit her noch kennen. Ein Mal, nach dem Baden in der Eger, mussten zwei Kameraden über das nervöse Benehmen des Oberfeuerwerkers Schmiedl lachen; selbige hatten dafür aber durch 14 Tage hindurch nichts mehr zum Lachen, da er ihnen die Strafe erteilte: „Jeden Morgen beim Antreten strengste Monturvisite“. Jetzt hieß es Kasernenarrest und Putzen und Reinigen an Montur und Gängen. Im Strafen war er ein Genie. Bei der Post- und Befehlsausgabe musste er immer seinen Text dazugeben. Besonders stramm musste fabuliert werden, ließ er Manchem zwanzig Mal in einem Fort die Übung machen bis es klappt.

Die Rekrutenzüge erhielten jetzt je 10 Mannlicherstutzen mit welchen fleissig im Glied die Gewehrgrüsse durchgenommen wurden. Die ältere Mannschaft hatte Geschützexerzieren mit der 15cm Haubitze. Muster 99, ein Bronzerohrgeschütz mit schwerer Lafette. Wir Jungen kamen noch nicht an die Reihe, da wir die Ausbildung schon bei den neuen Skoda Rohrrücklaufgeschützen machen sollen und zwar in Wien im Arsenal. Am Telefon gab es auch sehr viel zum Lernen. Die Morsezeichen, die ganze Leitung legen im Laufschrift. Handapparat und Batterietasche wurde in der Schule in alle Bestandteile zerlegt und von Zugführer Mahovsky und Korporal Schatzl erklärt. Entlang einem naheliegendem Waldessaum wurde die Leitung gelegt. Geschützstellung, Beobachtungsstand und Aufklärerstationen errichtet und wie im Felde alle Kommandos und Befehle weitergegeben, Phonogramme übermittelt und teilweise auch in Morsezeichen mittels Summen gegeben. An dieser Abteilung hatte ich besonderes Interesse und fand mich bald in alle Einzelheiten hinein und erwarb auch die Zufriedenheit meiner Instruktooren.

Am 19. Juni mussten unser 15 Mann samt Korp. Schatzl und Einjährig freiwilliger Korporal Bigini zum Protokoll unterfertigen über eine Verleumdung von einem Zugführer der Schweren 14er gegen Korporal Schatzl, der Mannschaft vom 1. Zug und der Schweren Haubitzendivision 2, also unserem Regiment. Herr Oberleutnant nahm das Protokoll über die gemachte Verleumdung seitens des Zugführers auf, las uns selbes nochmals vor und nun musste jeder Mann unterfertigen. Die gehörige Strafe gegen diesen Unhold wurde beim Brigadegericht eingereicht.

Am 21. Juni formierte sich bei der Schw. 14er eine neue Marschbatterie und zog in voller feldgrauer Marschformation dem Kasernenhof hinaus nach Wien ins Arsenal zur Ausbildung bei der neuen 15cm, Muster 14, Skoda Feldhaubitze mit Rohrlenlauf. Unter klingendem Spiel der Volkshymne vom IR. 42 zogen sie vom Kasernenhof hinaus durch die belebten Straßen zum Bahnhof Leitmeritz, wohin auch ich sie begleitete. Im Innersten des Herzens drückte es uns sehr, wie man sah, wie viele schon hinausgezogen sind um die Heimatscholle zu verteidigen und nicht mehr in ihre geliebte Heimat zu ihren Lieben zurückkehrten, jetzt von allem Kummer und Sorgen erlöst tief in kühler Erde ihre letzte Ruhestätte finden in einem Massengrab, wo keine Seele mehr weiß wer von ihnen da drunten unser Lieber war. Dort, wo jetzt der unheilbringende Kriegslärm tobt, wo die schweren Geschütze Feuer und Vernichtung speien dem Leben und friedlichem Schaffen der Menschen. Gott, der Herr, möge doch ein Mal Einsehen haben mit der notleidenden Menschheit und dem so grausamen Völkerringen ein Ende geben.

22. Fünf Uhr Tagwache und Befehl zur Reinigung der Mannschaftsräume und der Montur. Da hieß es flott daran gehen und keiner konnte sich drücken von der Arbeit, da unsere Kommandanten strenge Überwachung hielten. Zugführer Mahovsky und Schatzl konnten überhaupt jeden einzelnen aufs Korn nehmen. Wehe einem, wenn er nicht sofort einen gegebenen Befehl voll und ganz zur Zufriedenheit ausführte. So manche Bürschlein kannten das absolute Gehorsam nicht, diesen wurden gleich die Mittel beigebracht zum unbedingten Gehorsam gegenüber dem Vorgesetzten. Wenn die Inspizierung seitens der Offiziere kam, so musste alles am Schnürl sein. In unserem Zugzimmer musste peinlichste Ordnung herrschen, Eisenbetten hatten wir keine, da selbige alle in die Spitäler abgegeben werden mussten. So musste der vorschriftsmäßig gefüllte Strohsack am Fußboden liegen. Kopfpolster, Decke und Leintuch genau gelegt. Kopfstellen mit Brett für Rüstzeug, Gewehr und Rucksack, Menageschale in sauberem blanken Zustande. Oben darauf nur Kopftafel mit Namen, Koffer mit Requisite vor dem Strohsack. Bei uns ging die Inspizierung so halbwegs gut, doch bei den anderen Zügen haperte es so manchmal. Leib- und Monturvisite war immer am Kasernenhof, wo ein jedes Monturstück einer sehr genauen Prüfung unterzogen wurde. Fehlte zum Beispiel nur ein Knopf, so konnte es einem passieren, dass gleich die ganzen Knöpfe abgeschnitten wurden und nachher konnte man sich anstatt Ausgang zu haben zum Annähen hersetzen. Jeder Fleck oder gerissene Stelle wurde überall beanstandet. Vom Kopf bis zum Fuß ging diese Visite. Fehlte nur ein Nagel an der Schuhsohle, so bekam man keinen Ausgang. Und wie unangenehm dies war weiß jeder Soldat. Reinlichkeit herrschte bei unserem Zug besonders. Es wurde uns auch Seife und Bürste verabreicht zum Wäschewaschen. Jeden Sonntag früh musste jeder frische reine Wäsche anziehen und sich vor dem Ausgang vom Zugführer visitieren lassen. Stimme irgend etwas nicht, so gings zurück um den Anstand zu beheben. Nachmittags zwei Uhr Befehlsausgabe und hernach gings nach Leitmeritz hinüber über die Elbebrücke. Gleich beim Eingang in die Stadt kann man an den Hausgiebeln die deutsche Aufschrift lesen: „Deutsche kauft

nur bei Deutschen!“ Hier liegt die Sprachgrenze. Die Umgebung von Theresienstadt ist ganz tschechisch. Leitmeritz ganz deutsch. Hier sieht man schon besonders krass die Stelle in der Landschaft, wie der Tscheche die fruchtbare Ebene für sich in Anspruch nahm und die deutsche Bevölkerung musste ins Gebirge zurück, wo es eine viel beschwerlichere Landwirtsarbeit gibt. Die Nationalgehässigkeit tritt hier sehr stark auf. Beide können sich nicht ausstehen. Jeder ist für sich. Der Sudetendeutsche ist sehr fleissig, arbeitswillig und gutmütig, und gegen einen Deutschen jederzeit sehr hilfsbereit. Leitmeritz liegt etwas angelehnt an die Ausläufer des Elbesandsteingebirges, eingebettet inmitten von Weingärten und Hopfenfeldern. Zuckerrüben sind auch noch in den Ebenen. Das Stadtbild ist wunderschön. Das berühmte Rathaus mit seinen Giebeln und Laubengängen. Der Dom mit Bischofssitz, erhöht auf einem Hügel, steil abfallend gegen die hier ruhig fließende Elbe. Theater und viele andere sehenswürdige Gebäude zieren wunderbar das Stadtbild. Weiter hinaus auf die Anhöhe finden sich schöne Obstgärten und auch gemütliche Gaststätten. Meistens wird Bier getrunken. Dieses ist auch sehr geschmackvoll und nicht teuer (ein Krügerl kostet 16 Heller). Fanden uns in einem lieben Gasthäuslein ein, nach zweistündigem Wandern meldete sich Hunger und Durst. Wenn dem Soldaten nicht immer das nötige Kleingeld ausgehen möchte, dann wäre es noch schöner, aber leider heisst es oft auch darben, da oft kein Heller mehr zu finden ist. Manche Kameraden können leicht umhauen, die von den Lieben daheim jede Woche Lebensmittel und nötiges Kleingeld erhalten. Von unseren Lieben war dies nicht zu verlangen, da selbst zu Hause der Hunger an die Tür klopfte und keine Einnahmensquelle vorzufinden war. In diesem kleinen gemütlichen Gasthaus fand sich auch ein aussergewöhnlich guter Zitherspieler, der Wirt selbst. Eine große Elegiezither mit eigenem Resonanztischerl konnte ich bewundern. So rein und harmonievoll holte der Spieler die lieblich klingenden Töne hervor, lustige Lieder und Gstanzl brachte er zum Vortrag. Mit Aufmerksamkeit lauschte ich den süßen Melodien meines Lieblingsinstrumentes und konnte mich gar nicht trennen davon. Gegen ½9 abends musste Abschied genommen werden, da wir noch eine halbe Stunde bis Re traite hatten und wir keine Überzeit besaßen. In eilemdem Tempo gings der Kaserne zu. Schon hörten wir den Trompeter blasen, gingen wir noch in der Allee. Nun hieß es Laufschrift um noch vor dem letzten Hornstoß in unser Zimmer zu gelangen. Von den anderen Kameraden waren alle schon im Bett. Nun mussten wir noch für Früh putzen und in einer ¼ Stunde war im Zimmer heilige Ruhe und ließen wir uns vom heutigen Ausflug recht angenehm träumen.

23. - 30. Juni. Regelrechtes Fuß- und Gewehrexerzieren und Wachdienst halten. In der Schule Artillerie- und Telefonunterricht, Gesundheitslehre und militärisches Benehmen, Dienst- und Exerzierreglement.

1. Juli. Feldmäßige Ausrückung am Exerzierplatz mit Bespannung und ganze Batterieaufstellung in Gefechtsstellung. Übung des Auf- und Absteigens der Bedienungsmannschaft. Offiziere und aktive Chargen sehr strenge in den Übungen. Bespannung musste blitz blank geputzt sein alles in peinlichster Ordnung. Herr Oberst Pollak, Artillerieinspektor von Leitmeritz kam hoch zu Pferd, besichtigte die Übung und sprach sein bestes Lob aus. Ließ dann Abblasen und wurde uns eine ½ Stunde Rast gewährt. Nach Einrücken in die Kaserne hieß es abtreten zum Menagieren und hernach ging es ans Reinigen der Geschütze und Protzen, Telefonabteilungen ihr Telefonmaterial in Ordnung bringen. Bespannung hatte mit den Pferden voll auf zu tun, da das Terrain etwas nass war vom vortägigen Regen. Herr Oberleutnant Tiletshky, unser Kaderkommandant, ein aktiver Offizier, sprach bei der Befehlsausgabe seine beste Anerkennung über die musterhafte Ausübung seitens der Mannschaft aus und gab allen Teilnehmern bis elf Uhr Überzeit. In gemütlicher Stimmung verließen wir die Kaserne, wanderten hinaus ins freie Gelände an die Ufer der Eger und sonnten uns alle noch bis gegen 8 Uhr abends. Hernach besuchten wir das Kino, in dem ein wunderschöner Film, „Die wandernde Uhr“, mit Franz Gorleu gegeben wurde. Im Extrazimmer des Gasthauses zur Stadt Telschen nahmen wir noch einige Glas Bier zu uns. Zur Hebung der Stimmung kamen bekannte Wiener Lieder zum Vortrag. Eine Militärpatrouille kam um ½11 Uhr, kontrollierte die Überzeit und trank mit uns auch noch ein Bier. Gegen elf Uhr passierten wir das Kasernentor, wo auch der Wachkommandant die Kontrolle vornahm und in einer ¼ Stunde hörte niemand mehr einen Laut.

2. Juli. Befehl vom Kriegsministerium eingetroffen: Schwere Feldartillerie - Regiment hat 24 Mann mit zwei Unteroffizieren nach Wien ins Arsenal zu entsenden zur Ausbildung bei der neuen 15cm Feldhaubitze. Von unserem 1. Zug wurden folgende Kameraden eingeteilt in den Instruktionkurs: Kalmar Ludwig, Schwechat, Weingartner Josef, Wien, Hincik Karl, Mähren, Tauer Fritz, Wien, Nichalka Edi, Wien 3., Klimschgasse, Tschippa Heinrich, Oberlaa bei Wien, Engl Ferdl, Mank, Heindl Josef, Mank, Wahschina Franz, Brünn, Lehensteiner Franz, Weißenkirchen, Wagner Hans, Wilhelmsburg, Schöndorfer Rudolf, Wien, Hunsek Theodor, Marburg, Jellitsek Max, Marburg, Schneider Konstantin, Fehring (Steiermark), Litschauer Franz, Heidenreichstein, Ries Josef, Ybbsitz, Kraner Ferdinand (Waldviertel) und ich mit Zugsführer Mahovsky Franz, Wien, Korporal Schatzl, Wien, Einjährig freiwilliger Zugsführer Pizzini, Wien, Franz Drochsler, Wien. Im Laufe des Nachmittags wurde die feldgraue Ausrüstung gefasst und angepasst an jeden einzelnen. Abends bekamen wir noch Ausgang mit Überzeit bis elf Uhr.

3. Juli. Abschied von den Kameraden und Abmarsch nach Leitmeritz auf die Nordwestbahnstrecke. Gegen neun Uhr abends traf der Zug von Bodenbach ein. Hatte eine viertel Stunde Aufenthalt, nahm uns auf und nun ging es der lieben Wienerstadt, unserem Heimatland entgegen. Die ganze Nacht hindurch konnten wir nicht viel schlafen, da alles mit Militär überfüllt war. Gegen früh kamen wir in Iglau an wo wir uns das Frühstück von der Verköstigungsstation holten. In Znaim hatten wir einen halbstündigen Aufenthalt, wo die Maschine Wasser aufnahm. Um ein Uhr mittag trafen wir am Nordwestbahnhof ein und marschierten hinaus ins Arsenal, wo wir im Barackenlager, ober dem Rennweg, in der Deutschmeister – Kaserne Unterkunft fanden. Abends suchten wir uns

die Liegestatt und waren froh endlich einmal unser Ziel erreicht zu haben. Unsere 24 Mann bezogen ganz allein die Baracke. Die Unteroffiziere gingen nach Hause schlafen.

5. Juli. Fünf Uhr Tagwache und nun hieß es antreten zu Gelenksübungen und hernach abmarschieren ins Arsenal in die Montage-Baracken, wo die Umbewaffnungsgruppe Major Übelacker und Major Kruspel lag. Hier konnten wir schon die neuen 15cm, Muster 14, Feldhaubitzen sehen, diese Geschütze, mit welchen wir ins Feld ziehen sollen. Diese Geschütze kamen von Felixdorf, vom Scharfschießen hierher und wurden felddiensttauglich ausgerüstet mit den ganzen Richtmitteln, Reservebestandteilen und Requisiten. Von hier aus gingen die ganzen neuen Marschbatterien ins Feld hinaus. Wir mussten erst mit diesen Geschützen unsere Abrichtung machen. Im Hofe herausen standen zwei Geschütze zu Lernzwecken. Unser Instruktionszug musste nun antreten und wurde gleich mit der Nummereinteilung begonnen. No. 1 – 5 bei der Lafette, 6 – 10 Rohrwagen, 11 – 13 Munitionswagen. Das Geschütz wiegt in Feuerstellung 3200 kg. Für den Transport muss das Rohr überführt werden auf den Rohrwagen. Durch 14 Tage hindurch hieß es tagtäglich fleissig exerzieren und alles lernen beim Geschütz. Was sehr viel verlangt war von uns, denn in so kurzer Zeit musste jede Nummer all die Übung können. Zum Richtkreis wurden anfangs nur die Unteroffiziere eingeteilt, da selbige schon die alte Haubitze kannten. Wir Jungen wurden viel strenger gehalten als in der Abrichtungszeit beim Kader. Als wir schon so ziemlich alles beherrschten ging es uns schon leichter. Trotzdem waren unsere Vorgesetzten immer noch nicht zufrieden. Immer schneller und sicherer verlangten sie von uns all die Griffe. Wie wir dann so ziemlich mit dem Ausbilden beim Geschütz fertig waren, hieß es das ganze Material für die nun aufzustellende Batterie von allen Fassungsstellen holen und dieses auf Wagen ohne Pferde verladen und zur Baracke ziehen. Wenn wir so den ganzen Tag auf den Beinen waren, spürte man abends eine derartige Müdigkeit, dass einem der Ausgang verdross. Zur Tante Käthe hatte ich vom Barackenlager nur zwanzig Minuten, was mir sehr angenehm war. Hier war ich wie zu Hause. Onkel Johann war auch im Felde bei Bewachung in der Bukowina bei Czernowitz. Mit der Menage konnte ich nie genug haben, so holte ich mir halt dort bei der Tante noch Lebensmittel. Auch Tante Poldi besuchte mich mit Schwesterl Ida, welche gerade hier in Wien die Bürgerschulprüfung ablegte. War ganz überrascht, wie sie zum Geschützexerzieren kamen. Nahm mir eine Stunde frei um ihnen alles zu erklären. Sie hatten noch nie Gelegenheit gehabt ein Geschütz zu sehen. Stellte dann meinen Kameraden meine Schwester vor und meine besten Freunde unterhielten sich gleich mit ihnen. Abends trafen wir uns bei Tante Käthe und blieben bis neun Uhr beisammen, wo wir doch so vieles zum Plaudern hatten. Haben uns doch vom Tag der Einrückung an nicht gesehen. Ging dann wieder nach Hause ins Barackenlager wo zufällig Weber Karl von Jaidhof, welcher bei Festungsartillerieregiment 1 diente, als Wachposten bei der Torwache stand. Unser Zug war nämlich auch bei diesem Regiment in Verpflegung.

Meinen Freund Kausl Franz (Feldhaubitzzregiment 14) suchte ich auch auf und dieser war schon als Richtvormeister in der Marschbatterie eingeteilt. Er hatte eine große Freude in mir einen alten Freund von Gföhl gefunden zu haben. Wir waren dann noch ungefähr 14 Tage beisammen, bis es nun ins Feld abging nach Tirol. Ein Mal beim Materialtransport von den Fassungsstellen zur Baracke hatten sich Tauer Fritz, Kalmar Ludwig und Schöndorfer Rudolf von der schweren Arbeit eigenmächtig entfernt und ließen sich nicht blicken bis zum Einrücken zur Baracke. Einjährig freiwilliger Zugführer Pizzini war unser Kommandant und wir machten ihm die Mitteilung von diesem unkameradschaftlichen Benehmen seitens dieser Drückeberger, selbige waren Juden, welche zu einer Arbeitsleistung überhaupt nicht zu haben waren. Pizzini war sehr empört darüber und glaubte diese strafen zu können, wenn er unseren Instruktoern Mahovsky und Drechsler die Meldung von dem Fernbleiben dieser Judenbuben machte. Mit diesem fielen wir alle hinein und konnten für diese auch büßen. Mahovsky ließ vor dem Menagieren die Mannschaft antreten und erteilte dem ganzen Zug eine derartige Strafpredigt, dass wir für 14 Tage genug hatten. Wir alle wurden gestraft für diese Lumpen und nun ging es los mit dem sogenannten Zwirn. In der Einteilung hieß es gleich zu Gelenksübungen auf zwei Schritte öffnen, in Stellung zu (wippen und Liegestützübung) treten und trotz großer Müdigkeit von dem Materialtransport mussten wir wippen bis alle umfielen, trotzdem war dies nicht genug, noch mehr kam nach. Kaum die Menage verzehrt hieß es sofort antreten und in die Baracke ins Arsenal marschieren, sofort wieder die Schinderarbeit beginnen ohne Mittagsrast bis späten Abend. Für normal konnten wir um fünf Uhr einrücken. Dieses Mal aber bis sieben Uhr ununterbrochen Lasten ziehen, ärger wie Sträflinge. Um sieben Uhr Abmarsch zur Liegestatt, Kaffee holen und dann gings an die zwangsweise aussertourliche Reinigung der Baracke von unten bis oben. Wir 24 Mann mussten weitere Strohsäcke klopfen, alle Fenster putzen, 30 Waschbecken reinigen und Fahne mit Sidol (aus eigenem Gelde) blitz blank scheuern und noch zum Schluss war für nächsten Morgen fünf Uhr Montur- und Koffervisite angesagt. Die ganze Nacht hindurch hingen wir wie Kletten an diesen Arbeiten, dass wir überhaupt nicht mehr wussten, wie wir uns vor Müdigkeit erhalten sollen. Das eiserne Muss der Disziplin verhielt uns doch zur Pflichterfüllung eines gegebenen Befehls. Die Nacht hindurch kamen unsere Oberbonzen inspizieren und alles war nicht rein genug. So manches Mal hieß es eine Arbeit noch Mal machen bis es diesen Unmenschen ein Mal behagte, nach ihren Wünschen. Um fünf Uhr morgens kamen diese Leuteschinder zur Inspizierung und jeder hatte einen Rausch von einer durchschwärmten Nacht in den verrufenen Lokalen. Die 24 Mann mussten blitz blank zur Monturvisite antreten und nun mussten wir uns all die Schikanen dieser Unmenschen über uns ergehen lassen. Zum Glück ging es halbwegs und konnten nach sechs Uhr unseren Kaffee holen gehen. Kaum dieses leere Wasser in unseren leeren Magen geflossen, ging es wieder zum Handfuhrwerk hinauf auf unseren Arbeitsplatz. Nun hieß es weiter schinden bis in die sinkende Nacht. Hernach wieder Gelenksübungen, aber eben vor allen Arbei-

tern und Offizieren, daso wir schon bald zu Meutern geworden wären. So ging es 14 Tage hindurch bis sich endlich einmal Vernunft zeigte, dass es so nicht mehr weiter gehen kann. Von nun an war es wieder zum Aushalten.

Während meines Aufenthaltes in Wien konnte ich doch zweimal auf Absentierung nach Hause fahren, was mir sehr willkommen kam. Samstag abends kam ich zu meinen Lieben heim. Wie freute sich alles bei uns daheim nach längerem Fernbleiben von der vielgeliebten Heimatscholle. Da gab es viel zu erzählen, von all dem Erlebten in der fernen Fremde. Meinem lieben Vater! konnte ich nicht genug von meinem Militärleben erzählen; er hatte großes Interesse daran, da er doch auch ein Soldat durch und durch war.

Im August kam die Beförderung von 18 Kameraden zum Vormeister. Auch die Mannschaft für die Marschbatterie vom Kader Theresienstadt kam schon. Herr Oberleutnant Tilitschky war der erste Offizier bei unserer Marschbatterie. Beim Kader war er Kaderkommandant. Vom Kriegsministerium wurde uns Herr Hauptmann Metzner als Batteriekommandant zugeteilt; ein sehr netter lebenswürdiger Vorgesetzter, welcher sich sehr für die Mannschaft einsetzte. Bald eroberte er sich die Hochachtung aller.

Nachdem die ganze Mannschaft eingeteilt war, ging das Exerzieren von vorne wieder an. Herr Mahovsky wurde zum Feuerwerker befördert und ihm oblag die ganze Geschützbedienungseinteilung; Feuerwerker Drechsler war zwar Dienstführender, jedoch ließ er Mahovsky die Vorderhand. Dieser suchte sich für die Geschützbedienung seine Protektionskinder aus, meistens Wiener, zu Richtvormeister wurden eingeteilt: 1. G. Dunkler Josef, 2. Kalmar Ludwig, 3. G. Hicik Heinrich, 4. G. Weingartner Josef.

1. Munitionswagen Tauer Fritz, 2. Mw. Tshipan Heinrich, 3. Mw. Waftina Heinrich, 4. Mw. Wagner Hans, 5. Hawle Rudolf, 6. Redl Hans, 7. Engl Ferdinand, 8. Lehensteiner Hans, 9. Fietzke Karl, 10. Husek Theo, 11. Hichalka Edi, 12. Bidnerio Edmund, 13. Schneider Konstantin, 14. Ries Josef, 15. und 16. mir bereits unbekannt.

Meine Kameraden vom Kader staunten über die harte Strenge in dieser Ausbildung mit den neuen Geschützen sehr. Für uns 24 Mann war es schon ein Leichtes und wir hatten auch nicht mehr soviel Arbeit zu leisten. Mussten die Mannschaft im feldmäßigen Schießwesen und Handhabung der einzelnen Funktionen bei Geschütz und Telefon instruieren.

Die Bespannung traf auch ein, meistens aus gemusterten Landpferden schweren Schlages. Im Ganzen besaßen wir bei vollständigem Stande der Batterie samt Fahrbereitpferden, Munitionsstaffel Train zirka 220 Pferde. Die eingerückten Pferde mussten erst von der aktiven Bespannungsmannschaft und teilweise auch von der Kavallerie transverierten Dragonern und Uhlanen, zugeritten werden, was oft viele Mühe kostete, da doch selbe das Tragen der Reiter während des Zuges nicht gewohnt waren. Feuerwerker Heiderer (Besitzer der silbernen Tapferkeitsmedaille I. Kl. Von der Schlacht bei Tomaschov) und Oberfeuerwerker Schmiedl hatten die Bespannung über. Ersterer die Batterie, letzterer die Munitionsstaffel und Train. Beim Train war ausser Verpflegung auch noch die Feldschmiede, Artilleriemeisterwagen, auf welchem sämtliche Werkzeuge und Reservebestandteile der Geschütze, Richtmittel und Telefonmaterial untergebracht waren.

Die genaue Zusammenstellung in der feldmäßigen Marschkolonie sei hier nur kurz wiedergegeben:

An der Spitze der Batteriekommandant (Hauptmann) – samt seinem Stab (Beobachtungsoffizier, berittene Telefonpatrouille, Ordonanz, Richtkreiskorporal)

Aufklärerpatrouille, Offizier Leutnant, berittene und Fußtelefon

I. I. Offizier (feuerleitender Offizier)

I. Geschützfürer zu Pferd erster Halbzug, jede Einheit sechsspännig

1. Rohrwagen

1. Lafette

1. Munitionswagen erster Zug

II. Geschützfürer zu Pferd

2. Rohrwagen

2. Lafette

2. Munitionswagen zweiter Halbzug

Ordonanzkorporal

Dann der zweite Zug, hernach der 1. Artilleriemeisterwagen. Die Staffel aus 12 Wagen sechsspännig, Train und Schmiede. Zum Schluss noch ein Ordonanzkorporal. Die Telefonpatrouille zu Fuß, wie Geschützstellung Protzenstellung - Staffel, Train (Kanzlei) waren im Marsche bei der Bedienung zugeteilt.

Nachdem die Marschbatterie vollständig ausgerüstet war und die Mannschaft feldmäßig ausgebildet, wurde auf der Simmeringer Heide eine Feldübung mit der ganzen Bespannung abgehalten, woselbst auch Feuerstellung bezogen und blind ausgefeuert auf mehrere direkte Ziele und indirekt schießen mittelst Hilfszieles (letzteres vorherrschend im Felde) vorkam. Nach zweistündiger Übung schloss sich wieder die Marschkolonie zu einer längeren Fahrt nach Oberlaa, an den Wienerberger Ziegelwerken vorüber, wo wir Mittagsrast hielten. Menschierten schon zum ersten Mal von unserer mitgenommenen Fahrküche (Gulaschkanone) Gulasch mit Erdäpfel auf offener Straße und fanden uns recht bald in dieses Treiben hinein. Den Pferden wurde auch bereits schon das Futter aus dem für diesen Marsch mitgenommenen Hafer und Melasse gereicht. Nach zweistündiger Rast setzte sich die Marschkolonie wieder in Bewegung und gegen sechs Uhr abends war Einrückung von dieser für uns sehr interessanten Ausrückung. Todmüde suchte jeder nach dem Nachtmahl sein Ruheplätzchen und schon fielen

uns die müden Augen zu. Nach dieser Ausrückung bekamen wir nächsten Tag dienstfrei um noch vor Abfahrt ins Feld all unsere Habseligkeiten in Ordnung bringen zu können, da wir bereits für den 6. September (Montag) den Marschbefehl erhielten.

5. September (Sonntag). Unter strömendem Regen hieß es noch allen notwendigen Bewaffungsvorrat, Munition für Stutzen und Revolver, sowie Proviant als Reserveportionen (vier Fleischkonserven, ein Packerl Zwieback) und Wäsche fassen. Für den Transport mussten noch in Eile von mir zwei Kisten angefertigt werden, samt Materialliste für Inventar. Die Mannschaft hatte genug Beschäftigung bei Einwaggonierung von der Nachschubkolonne für die ganze Division (2 Batterien), wieder bei strömendem Regen. Ganz durchnässt kehrten sie in die Baracke zurück. Diesen letzten Tag hatten wir vollauf zu tun, dass wir vom Sonntag nichts verspürten. Mein letzter Besuch bei Tante Käthe war an diesem Abend und nahm gegen zehn Uhr abends herzlich Abschied von ihr und Mäderln. Sie übergab mir noch ein Liebesgabenpackerl zur langen Reise hinaus nach Rußland, was ich natürlich mit vielen Freuden und einem herzlich vergelt's Gott in Empfang nahm.

Montag, 6. September. Um vier Uhr Tagwache und bis sechs Uhr musste die Marschkolonnen zur Abfahrt bereit stehen. Genau zur festgesetzten Stunde setzte sich der lange Zug in Fahrbewegung von den Arsenalbaracken weg über den ganzen Gürtel bis zum Ostbahn/Güterbahnhof, woselbst hernach die Einwaggonierung stattfand.

Die Pferde und Geschütze waren herrlich dekoriert mit Tannenreisig, Blumen und Aufschrifttafeln. Während der Fahrt vom Arsenal weg kamen die lieben Wiener und beteiligten uns mit allerlei Liebesgaben, wie Zigaretten, Würsten, Gebäck und Unterwäsche, schon für den bekannten kalten Winter im fernen Rußland. Gar manchem Mäderl rollten heisse Tränen herab, wie es hieß Abschied nehmen, vielleicht auf nimmer Wiedersehen. Denn es waren zirka 35 Mann bei der Batterie, die Wien als ihre liebe Heimat hatten.

Die Einwaggonierung selbst war innerhalb zwei Stunden vollendet. Die stramme Einteilung im Arbeitsvorgange ermöglichte eben diese schwere Arbeit in so kurzer Zeit. Von den Pferden waren schon manche dabei, welche Schwierigkeiten bereiteten in den Waggon selbige zu bringen, da sehr viele neu eingerückte Wirtschaftspferde dabei waren und selbige diesen Vorgang nicht so leicht durchführen ließen. Aber durch die Kenntnisse der alten Feldfahrkanoniere mussten sie unbedingten Gehorsam leisten und in kaum fünf Minuten war so ein Stutzer an seinem Stand im Waggon. Die Geschütze und sämtliche Munitionswagen sowie die der Staffelskolonne und Trains wurden auf die offenen Waggons verladen mit großer Kraftanstrengung seitens der geplagten Mannschaft. Der Futtermittelvorrat an Hafer, Heu und Stroh fasste alleine acht Waggons. Unsere Feldküche bereitete während der Einwaggonierung schon am Zuge unser wohlverdientes Mittagmahl, ein kräftiges Rindsgulasch mit Kartoffeln. Die Fassung von Brot und Zigaretten war bereits erfolgt. Mit Heiss hunger verzehrte ein jeder seine Menage und gleich einen halben Wecken Brot, denn die anstrengende Arbeit erzeugte großen Appetit.

Um 1 Uhr 30 setzte sich der Transportzug mit 60 Waggons in Bewegung und rollte auf den Schienen hinaus ins Feld. Wien, die liebe gute Vaterstadt verließen wir mit großem Herzeleid und unsere Gedanken weilten bei all unseren Lieben daheim.

Die Fahrt ging über Preßburg nach Ersekujvar [Neuhäusel], woselbst das Nachtmahl eingenommen wurde. Wie die Nacht einbrach suchte ich einen Pferdewaggon auf, woselbst unser acht Mann und sechs Pferde die Nacht sehr angenehm warm verbringen konnten. Im Mannschaftswaggon waren 46 Mann wie Heringe zusammengepfercht und konnten sich gar nicht ausruhen, da einer auf dem anderen zu liegen kam.

Dienstag, 7. September. Gegen 5 Uhr 40 hielt der Zug in Rakovec auf eine halbe Stunde und schon war alles auf den Beinen um sich das Frühstück zu holen. Zu unserem großen Erstaunen standen im Nu zirka zehn Bauernweiber mit großen Körben mit Weißbrot am Bahnhof. Hier in Ungarn war alles ums teure Geld zu haben. In zehn Minuten war alles aufgekauft und ein jeder ließ sich dies Weißbrot vorzüglich munden. Geld hatte auch noch ein jeder mit, um sich diese Leckerbissen zu vergönnen. In Wien sah man schon lange kein solches Brot.

Gödöllö um 7 Uhr 50 passiert und konnten Kaisers Jagdschloss in der Ferne wahrnehmen. Weiter ging es über Aszod, Hatvan 9 Uhr 20, Hort, Vanzakjork, Adacs, Tutzenhamy, Szikaloni, Miskolcz. Hier ein großer Knotenpunkt der Bahnen. Ein herrlicher Bahnhof, wie Predau beinahe. Auf diesem wurden wir reichlich bewirtet mit ungarischer Kost, ziemlich scharf papriziert, doch mundete sie uns vorzüglich. Wein und Bier gab es hier auch einmal; nach Herzenslust konnten wir uns antrinken. Hatten zwei Stunden Aufenthalt. Gegen drei Uhr Nachmittag wieder Weiterfahrt über Dusalusk, Tereusz, Otoslinka, Saturnholte (6 Uhr abends Kaffee), Tolzotverebes, Nagi Mihalıs. Wieder eine kühle Nacht, da die Steigung der Karpaten bereits sich fühlbar machte. Bis jetzt hatten wir ziemlich gutes Wetter. Die rauhe Gebirgsluft machte sich hier schon wahrnehmbar. Uns konnte selbige nichts anhaben, da wir ausser unseren Decken auch noch die der Pferde besaßen.

8. September. Als es bereits zu grauen begann, was sahen wir hier zu unserem großen Erstaunen? Bereits die ersten Wahrzeichen von den schweren Kämpfen auf dem Lupkoerpass. Total zerschossene Tunneln, eigene und feindliche Stellungen, die Ortschaften alle vernichtet, nur Schutthaufen, Brandstätten und Massengräber von Freund und Feind. Wie heiss umstritten diese Passhöhe war, zeigte hier das ganze Terrain. Hoch oben die Bergespitzen bereits mit Schnee bedeckt und auch die Waldeshöhen ganz zerschossen. Wieviele hatten in diesen schweren Karpatenkämpfen und Schlachten ihr Leben und Gesundheit opfern müssen. Der strenge Karpatenwinter brachte so viele Erfrierungen an Gliedern wie Füße, Hände, Ohren und so manches Leiden, von dem die Meisten keine vollständige Heilung fürs ganze Leben erhoffen konnten. Um sechs Uhr früh passierte unser Transport die Lupkowpasshöhe und nun ging es den Abhang hinunter in die galizische Ebene. In Zagorz wurden wir mit allerlei Esswaren und Getränken bewirtet. Hier konnte man den linken Pfeiler der Sanbrücke zerstört

im Flussbette liegend betrachten. Die Ortschaften Ostrilzky, Lupkowica total zerstört und ein großer Schutthaufen. Von der Bevölkerung nichts zum Sehen. Weiter ging die Fahrt hinein über Drohobitsch (Petroleum Quellen), woselbst sofort nach Freiwerden derselben mit vollem Betrieb Tag und Nacht unermüdlich gearbeitet wurde, um das so wertvolle Naphta wieder gewinnen zu können. Der Bahnhof von Krazscinko, Stazowa nur mehr eine Ruine, sonst nichts als Schutt und Staub. In Kirvos 2 Uhr 30 Mittagmahl. 8 Uhr 10 abends in der großen Sammelbahnknotenstation Sambor eingetroffen. Hier war ein längerer Aufenthalt, da die Maschinen gewechselt wurden und nun konnten wir uns etwas im Freien bewegen. Unsere Körper waren ganz abgespannt von dem langen Liegen und Sitzen in den Waggons. Hatten zwar größtenteils die Türen offen, um uns die ganze Gegend anzusehen, die wir durcheilten, doch sehnten wir uns einmal wieder festen Fuß fassen zu können am Erdboden. Weiters bekam man hier auch allerlei zu kaufen in den Bahnhofsverkaufsständen, was uns sehr willkommen war. Gegen elf Uhr gings weiter nach Lemberg, woselbst um 3 Uhr 40 wieder eine kleine Rast gehalten wurde. Wussten noch immer nicht wohin wir kommen werden.

9. September. 5 Uhr morgens Weiterfahrt auf der Bahnlinie Lwoco-Racikow über Zabidos, Kladnes, Soldance bis Kamionka-Strumilova. Hier war Endstation. Nun hieß es aussteigen. 10 Uhr 45 zeigte die Bahnhofsuhr als das Kommando erscholl: „Alle Mannschaft antreten zur Auswaggonierung der gesamten Marschformation. Für jeden Waggon zehn Mann kommandiert.“ Die Pferde von den Fahrkanonieren, die Geschütze und sonstiges Wagenmaterial, sowie Futtermittel von der Bedienung. In zwei Stunden rollten bereits die leeren Waggons zurück ins Hinterland. Die Stadt Kamionka litt sehr durch Artilleriefeuer der erst vor drei Wochen abgezogenen Russen. Die äußeren Stadtteile sowie die Bahnhofsanlage zerstörten sie noch vor ihrem Abzug. In der Stadt selbst wurde weniger Schaden angerichtet. Die Bevölkerung größtenteils Juden, selbige hatten auch einen großen Tempel in dieser Stadt. Auf einer großen Wiese in der Nähe des jüdischen Friedhofes wurde Parkplatz bezogen. Die ganze Umgebung war abends Terrain. Unweit des Friedhofes floss der Bug, ein stilles heimtückisches Gewässer, von sumpfigen Ufern begrenzt, ungefähr 60 – 70 m breit. In der Ferne gegen die Front hin konnte die Eisenbahnbrücke mit dem zerstörten Mitteljoch beobachtet werden. Als die ganze Arbeit mit der Aufstellung des Wagenparkes vorüber war, hieß es antreten zum Befehl, wie in der Kaserne. Herr Hauptmann Metzner, Batteriekommandant, hielt eine ergreifende Ansprache an die Mannschaft, worin er jeden einzelnen nahe ans Herz legte, sich als Vaterlandsverteidiger zu fühlen und jeder halte es als seine heiligste Pflicht sich heldenhaft vor dem Feinde zu schlagen. Nochmals wurde Angelobung geleistet von uns und nun hieß es dem Feinde entgegengehen. Von den Feuerwerkern Mahovsky und Haiderer wurde uns hernach eine strenge Predigt gehalten über das Verhalten vor dem Feinde. Die beiden waren bei der verlorengegangenen Batterie 2 von unserer Division von Kriegsbeginn bis am 2. September 1914, an welchem Tage die Batterie zu Grunde ging bei der Schlacht bei Tomaschow in Russisch-Polen. Im Ganzen kamen sieben Mann zurück, alle anderen tot, verwundet oder gefangen. Die Geschütze wurden noch rechtzeitig unbrauchbar gemacht durch Herausnahme der Verschlüsse vom Geschütz und vergraben derselben. Oben erwähnte Unteroffiziere wurden hierauf im Stabe der Batterie 1 aufgenommen bis sie dann im Frühjahr zu uns zum Kader kamen. Diese beiden ließen ihren Charakter gleich am ersten Tag im Felde erkennen. Die Mannschaft war in ihren Anschauungen das Subjekt, an dem sie ihren Unwillen freien Lauf lassen können. Sie erachteten sich als nur alleinige Herren und alle um sie gebundene Mannschaft soll ihnen untertan sein. Von dem Offiziersstand war auf keinen Fall eine Ungerechtigkeit zu erwarten, da alle sehr liebevoll gegen die Mannschaft sich benahmen unter oberster Führung des Herrn Hauptmannes Metzner. Alle Strafen für die Mannschaft wurden aufgezählt und für die geringste Gehorsamsverweigerung in Anwendung gedroht. „Jetzt sind wir im Felde“, hieß es gleich. „Ein jeder hat sich dem Befehle eines Vorgesetzten unbedingt zu unterwerfen und selbigen sofort zur Ausführung zu bringen.“ Uns Jungmannschaft schwärzten sie gerade alle Strenge an, dass sich ja keiner vielleicht verkühlt mit irgend einer Kleinigkeit, sonst hängt er sofort zwei Stunden. Diese Strafe ist folgendermaßen: Der Schuldige wird an einen Baum oder irgendwo am Wagenrad der Geschütze mit Anbindstricken, mit verschränkten Armen am Rücken, auf den Zehenspitzen stehend, angebunden. Eine sehr qualvolle Strafe, keinem zu wünschen. Auch die Drohung mit dem Erschießen wurde uns zirka zehn Mal angekündigt. Doch endlich, nach einer Stunde, hieß es dann Abtreten. Jeder einzelne fühlte sich ganz abgespannt und müde vor lauter Habtachtstellung und fortwährendem Anhören der Feldparagrafe vom Dienstreglement im Kriege. Sonst nichts als Tod durch Erschießen, konnte man hören. Beinahe wäre jedem der Appetit vergangen, welcher sich gegen zwei Uhr nachmittags schon kräftig einstellte, nach so großer Anstrengung mit der Auswaggonierung und Parkplatzaufstellung, vor oben erwähnter Strafpredigt. Doch als die Menage verteilt war und wir dann im gemütlichen Kreise um das angelegte Lagerfeuer beisammen saßen, stellte sich der Appetit wieder ein und ließen wir uns das Essen vortrefflich munden. Nach einstündiger Rast hatten sich unser sechs Mann zusammengefunden um sich die Stellungen im nahegelegenen Judenfriedhof zu besichtigen. Hier lagen noch teilweise Leichenreste von den gefallenen Helden im Graben und lehmigem Grunde, dort unter dem zerstörten Friedhofsmauerschutt ragten hie und da einige schlichte Holzkreuze hervor, die Grabstätte von den Helden von Freund und Feind. Die hebräischen Inschriften der umgestürzten aus grauem und weißem Marmor bestehenden Grabsteine zeigten uns hier an, dass wir in eine Judenstadt gekommen waren. Kein einziger Grabstein war von einem Katholiken. Der Krieg verschonte hier nicht einmal die ehrwürdige Stätte der Toten. Die Schwarmlinie zog sich mitten durch den Friedhof. Ganz schauerlich war mir beim traurigen Anblick derselben, im Gedanken, dass die Toten nicht einmal in ihrer Ruhestätte von den Greueln des Krieges verschont bleiben können. Mit Groll im Herzen über diese Freveltaten, die der Krieg mit sich bringt, gingen wir dann hinweg wieder zum Lagerfeuer

und besorgten uns von den umliegenden Feldern Kartoffeln um sie im Lagerfeuer zu braten. Es zeigte sich bereits in der Natur, dass sich in Kürze der Herbst einstellen wird, da schon die Blätter der Bäume die liebliche rotgelbe Farbe annehmen, sowie auch schon die Temperatur gegen abend ziemlich sank.

Im trauten Beisammensitzen im Kreise um das Feuer, bei friedlicher Stille auf Wald und Flur, kam uns momentan am ersten Tag im Felde eine gedrückte Stimmung. Eines jeden Gedanken weilte bei all seinen Lieben daheim, wo wir auch immer in solchen Stunden im Kreise der Familie waren. Werden wir noch ein Mal unsere vielgeliebte Heimatscholle wiedersehen oder werden wir schon in kurzer Zeit als Helden fürs Vaterland den sicheren Tod erleiden? In Folge Sperre des Feldpostamtes 15 ist es unmöglich Nachricht nach Hause zu senden. Die Kolonne ist gegen Abend am Bahnhof eingetroffen und nun hieß es sofort an die Auswaggonierung schreiten womit wir gegen neun Uhr abends fertig waren.

Für die Mannschaft wurden bereits die Zelte für je vier Mann, von den zurückgebliebenen Kameraden, aufgeschlagen und Stroh musste erst gefasst werden, um nicht auf dem bloßen Erdboden schlafen zu brauchen. Die erste Nacht verging ganz gut. Fünf Uhr früh hieß es Tagwache und alles war im Nu auf den Beinen um Frühstück zu holen. Kaffee, wie gewöhnlich nicht besonders. Gegen sieben Uhr musste die Mannschaft bei der Einquartierung der Pferde in Ställen in der Stadt drinnen mithelfen, wo auch ich zugeteilt war. Bei dieser Beschäftigung hatten wir keine so Strenge seitens der Feuerwerker zu fürchten, da wir vom Lagerplatz zirka zwanzig Minuten entfernt waren. Während dieser Zeit unternahmen wir einen Rundgang in die Stadt, wo wir auch einige Gasthäuser besuchten. Zu unserem großen Erstaunen konnten wir hier alles ums Geld haben. Essen und Trinken vorzüglich. Nahmen uns Kalbs- und Schweinsbraten mit Kraut und Kartoffeln, tranken zwei Viertel Wein und zahlten zusammen drei Kronen. Die Russen ließen am Rückzug sehr viel Lebensmittel zurück, die Juden verblieben im Ort und nützten gleich die Gelegenheit aus, wieder mit den Österreichern Geschäfte zu machen. Selbige beherrschten die russische und deutsche Sprache vollständig. Auch kauften wir allerlei Kleinigkeiten ein, da wir dann direkt an der Front keine Gelder mehr anbringen konnten.

Für Sonntag, 12. September, wurde eine große Feldübung geplant und die großen Vorbereitungsarbeiten nahmen den ganzen Samstag in Anspruch. Sonntag früh um sechs Uhr Abmarsch hinaus auf ein geeignetes Gelände, durch Wald, Hutweiden, auf eine Waldblöße, wo hierauf sofort Feuerstellung bezogen wurde. Die berittene Aufklärungspatrouille legte sofort zu Pferde die Telefonleitung zum Aufklärer im Batteriebeobachtungsstand, woselbst Herr Hauptmann auf einem Hügel seine Beobachtung vornahm. In der Geschützstellung herrschte rege Tätigkeit um die Geschütze feuerbereit zu stellen. In einer halben Stunde konnte bereits der erste Schuss vom 1. Geschütz abgegeben werden und zwar wurde mit Egrasitgranaten, Granatschrapnell, Schrapnell 12/12a gefeuert. Wie erstaunten wir, als das 1. Mal scharf geschossen wurde, da wir noch nie selbiges sehen konnten. Beim Abschuss mit Ladung 5 gab es schon einen gewaltigen Rückstoß des Geschützes, der Erdsporn verbohrte sich stark in den verwachsenen Boden. Auch wurde der Munitionsnachschub durchgeführt. Die abgefeuerten Munition ersetzten die Munitionswagen 5 – 6, welche beim Staffeln in Stellung standen.

In dieser Gefechtsstellung verlor ich meine Brottasche samt Inhalt, 50 Kr, mein ganzes Vermögen. Während dieser Zeit schnitten wir von Birken Rinde ab und verfertigten Feldpostkarten mit Gedicht, nach Hause gesandt. Mit Wagen 6 fuhr ich mit und übergab dem Munitionsvormeister Wagner Hans zwei Egrasitgranaten, drei Granatschrapnell und vier Schrapnell 12/12a. Gegen ½1 Uhr fuhr die Feldküche vom Train zum Staffeln, dann Prozenstellung, zum Schlusse in die Geschützstellung mit der Menage, auf welche schon alle Mann mit Sehnsucht warteten, denn der Hunger machte sich schon bemerkbar. Um zwei Uhr nachmittag erscholl das Kommando „Batterie marschbereit“, sofort ging eine derartige Bewegung hinein in die Mannschaft, dass die Batterie in einer Viertelstunde bereits am Marsche sich befand. Auf einem großen Umweg, um den sumpfigen Wiesen am Ufer des Bugflusses auszuweichen, kehrte die Batterie um sechs Uhr abends am Parkplatze ein. Sofort nach dem Nachtmahl wurde die Wache aufgezo-gen, bei der auch ich als Aufführer Dienst halten musste. Die Nacht war klar und ziemlich frisch. Der Mantel stand uns sehr gut an. Nächsten Morgen bei Tagwache kam die Nachricht, dass heute Nacht ein Pferd verendet ist, sowie auch eines geschlagen wurde von einem Nachbarpferd im Stall. Letzteres erschoss Feuerwerker Haiderer und mittag erhielten wir schon das Gulasch davon.

15. September. Nachmittags ertrank ein Fahrkanonier beim Pferdetränken im Bugflusse. Suche nach ihm erfolglos.

Für die Pferde hieß es jetzt Stallungen bauen, sowie für Mannschaft einige Unterstände, denn in der Erde war es doch in der Nacht viel wärmer. Für mich und Kameraden gruben wir uns allein einen solchen, doch sollten wir ihn nicht mehr ausnützen können.

16. September. Nachmittags gingen wir wieder in die Stadt um uns die Feierlichkeiten der Judenfeiertage anzusehen, da diese eben den langen Tag feierten. Im Tempel alles beleuchtet, gingen wir auch in selbigen hinein um uns dort das Treiben der Juden beim Klagen und Beten im Tempel anzusehen. Es dunkelte bereits schon sehr, sodass der Tempel von den vielen Kerzenlichtern hell erleuchtet wurde. Zum ersten Mal sahen wir in einem Judentempel einen Gottesdienst, welcher uns Katholiken als gar sonderbar vorkam. Mit der Kappe am Kopfe betraten wir das Heiligtum der Hebräer und horchten so am rückwärtigen Teil des inneren Raumes dem Lärmen und Schreien jedes einzelnen zu. Wir mussten uns als sehr andächtig zeigen, ansonsten hätten sie uns ausgewiesen von dem Tempel. Gegen 400 Personen versammelten sich hier um all ihre Andacht zu verrichten. Der Rabbiner mit seinen Zeremonien Kein Wort von ein oder dem anderen war zu verstehen. Ein Lärm wie in einem Judentempel, wie das Sprichwort heisst. Nach einstündigem Aufenthalt verließen wir den Tempel und waren

herzlich froh, wieder frische Luft einatmen zu können, denn die Atmosphäre da drinnen war nicht mehr zum Aushalten. Hierauf ein kleiner Rundgang durch die belebten Gassen, wo auch in den Judenhäusern die Zeremonien abgehalten wurden. Als wir so die beleuchteten Häuser betrachteten kam von einem solchen Haus eine jüdische Hausfrau heraus, welche uns freundlich deutsch sprechend ersuchte, es möge ein Herr so liebenswürdig sein und ihr im Hause eine herabhängende Kerze gerade richten, damit kein Unglück geschieht. Anfangs traute niemand diesem Weibe, denn im Feindesland könnte sehr leicht aus dem Hinterhalte Gefahr drohen. Da wir aber jeder den Revolver scharf geladen bei uns hatten, so meinte ich, kann uns wenig geschehen. Nach vielem Bitten entschloss ich mich mit den Kameraden ihren gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen. Die Kerze richtete ich ohne weiters. Frug sie, warum sie selbst dies nicht mache, so gab sie mir zur Antwort, dies ist nach ihrem Glauben nicht gestattet. Als Dankbarkeit lud sie uns für nächsten Abend zum Nachtmahl ein, was wir auch annahmen. Nächsten Tag abends speisten wir vorzüglich bei dieser Frau. War ausnahmsweise eine gutherzige Jüdin.

20. September. Um elf Uhr vormittags unerwartet Marschbefehl. In einer Stunde gingen schon gegen Ratikow über die Bugbrücke, welche von Pionieren schon wieder befahrbar gemacht wurde. Über diese fuhren wir in Abständen getrennt von einem Sechsspänner zum anderen. Der Weg war sehr schlecht, kein Schotter sondern schwarze, gute Humuserde. Erst gegen Abend bogen wir in eine regelrechte Straße ein. Aber auch nicht fest. Die galizischen Straßen sind dort ja alle mit vielem Kot bedeckt. Bei stockfinsterner Nacht, um zehn Uhr abends, trafen wir in Ratikow ein. Parkplatz am Hauptplatz des Ortes und Quartier auf einem Heuboden.

21. September. Abfahrt um 7 Uhr 30 und Fahrt bis zwei Uhr nachmittag. Während des Marsches ritt ich fünf Stunden am Mittelsattel Pferd, da ein Fahrkanonier marod wurde. Übernachten in Scheunen in denen schon viel Militär gelegen, daher schon von Läusen besät. Wir hatten natürlich noch wenig Erfahrung in diesem, sonst wären wir im Freien geblieben. Die ganze Nacht hindurch ließen uns diese Inwohner keine Ruhe. Stand schon um drei Uhr auf und wusch mich mit eiskaltem Wasser von oben bis unten, sowie frische Unterwäsche angezogen. Die verlaute Wäsche gleich in einem Geschirr ausgekocht und gewaschen. Hier in Michaleikow war abends Fassung von Brot, Wein, Zigaretten, Geld und Pferdegulasch. Unsere Fahrkanoniere gingen gleich abends in die Ortschaft und requirierten Gänse, Enten, Hühner auch zwei Schweinderl brachten sie daher. Nun sah es nicht mehr zum Verhungern aus. Mit Übereifer ging jeder an die Zubereitung. Die Geflügel wurden geöffnet. Nun herausgenommen, gereinigt, dann in Lehm eingeschlagen und so dann am Lagerfeuer gebraten. Von den nahen Kartoffelfeldern die nötigen Erdäpfel geholt, sofort in den Kochgeschirren am Feuer gekocht. Ein famoses Essen um vier Uhr morgens, denn dies alles spielte sich in der Nacht ab.

22. September. Abfahrt von Michaleikow um sieben Uhr, wieder auf morastigen Straßen, an einer großen Feldbäckerei vorbei gegen die russische Grenze. Am Marsche dorthin begegneten uns große Verwundetentransporte von den Gefechten bei Lutzk. Unzählige Sanitätstrainwagen mit Plachendächer nahmen die wehklagenden Männer auf. Gegen zehn Uhr vormittags überschritten wir die Grenze mit Hurrah dem Feinde entgegen, denn wir sollen heute noch die Frontstellung erreichen. Ostrow, eine schöne Ortschaft, bereits jenseits der Grenze in Wolhynien um ein Uhr mittag passiert. Dortselbst großes Etappenkommando. In Beresteczko am Styr Mittagsrast um vier Uhr nachmittag. Von den Judenbuden Weißgebäck zum Kauf angeboten, sehr willkommen, da der Hunger schon groß war. Die Batterie fuhr hierauf bereits in Feuerstellung vor Torkowitz in einen Steinbruch, am Ufer des heiss umstrittenen Styrflusses, hinter der Schwarmlinie der 21er Jäger. Die Eisenbahnbrücke von Lutzk konnte man frei noch in Entfernung von sechs Kilometer in nordöstlicher Richtung wahrnehmen. Der Munitionsstaffel und Train fuhr durch einzelne Bauerngehöfte, woselbst noch in einem Hause am Küchentisch das Essen angerichtet war. Sieben Laib Brot konnten im Vorraum auf einer Brotleiter noch aufgefunden werden. Brot war uns immer sehr willkommen, so verteilten wir gleich selbiges an zehn Mann, doch schon ziemlich hart, da die Besitzer des Gehöftes jedenfalls mit den Russen geflohen sein dürften. In einem kleinen Nebenraum, so wie eine Kammer aussehend, standen in einer Ecke zwei Fässer, so ähnlich wie Zementfässer. Unser Suchen nach Lebensmittel fand hier seinen Abschluss. Der Inhalt der Fässer waren Salzgurken. Mit Heiss hunger fiel ein jeder auf die Leckerbissen, als seien sie weiß Gott wie gute Mehlspeisen. Den ganzen Tag hindurch brannte die Sonne hernieder, nirgends am Marsche ein Wasser zu erreichen. Der Durst quälte alle sehr. Mit den Gurken unseren Durst löschen war unsere Meinung. Ja, für momentan schon, aber die Folgen hernach! Endlich, als wir in der Ortschaft Achmatov Einquartierung hatten, gegen elf Uhr abends, gab es wieder zum Trinken. Hernach noch bis ein Uhr früh am Lagerfeuer Erdäpfel gebraten, um uns voll zu sättigen. Nachtlager auf viel Stroh, tat uns sehr wohl, denn der Marsch machte uns sehr müde.

23. September. Sechs Uhr früh sofort aufräumen, angeschirren und Staffel bereit halten. Vorfahren zirka einen Kilometer in einen Hochwald um von feindlichen Fliegern und Fesselballons nicht entdeckt zu werden. Die Batterie schoss sich vormittags auf verschiedene Ziele ein, wie feindliche Trains, Batterien, Schwarmlinien. Nachmittag kam Telefonbefehl, Munition vor in die Geschützstellung. Wagen 5 und 6 fuhren im Galopp in die Feuerstellung über Stoppelfelder und Äcker bis zum Eichenwäldchen rechts von der Batterie. In Blitzeseile war die Munition bei den Geschützen, da sie schon dringend benötigt wurde. 1. und 2. Zug ausfeuern, hieß es, und mit Egrasitgranaten die Bahnbrücke bei Lutzk unter Feuer nehmen. Während diesem Schießen konnten wir von der Geschützstellung aus auf einen kleinen Hügelvorsprung die katastrophale Wirkung dieser Egrasitgranaten im Gewichte von 42 kg und 60 cm Länge beobachten. Bei Brückenbeschießung kommt es auf Zufall an, dass sie in der Breite von zirka 8 – 10 m getroffen wird. Das 4. Geschütz hatte beim 3. Schuss Volltreffer auf ein Mitteljoch und man konnte sehr gut die Trefferwirkung ausnehmen. Die ganze Brücke ging in der Mitte nieder. Welch ein

Jubel in der Batteriemannschaft. Auch kam von der Brigade gleich eine Belobung an den Batteriekommandanten. Gegen Abend fuhren beide Wagen wieder zurück.

24. September. Fünf Uhr früh Befehl, ganze Staffel mit Munition vorfahren, was auch bereits in einer halben Stunde durchgeführt wurde. Für den heutigen Tag war nämlich ein russischer Angriff erwartet, um uns aus den Stellungen zu heben. Doch sollte es nach ihrem Willen nicht gehen. Der leere Staffel wieder in seine Stellung zurück um wieder Munition zu holen. Die Kolonne war bereits mit selbiger eingelangt und nun hieß es in aller Eile sofort wieder den Stand ersetzen. Gegen neun Uhr wieder Wagen 5 – 8 vorfahren im Trab. Aber dieses Mal kamen wir nicht so gleich hinauf zur Batterie, da über uns ein russischer Flieger kreiste. Sofort Halt und nicht rühren vom Platze. Eine ungarische Kanonenbatterie rechts von uns schoss noch vor fünf Minuten. Dies sollte ihnen zum Verhängnis werden. Zirka eine halbe Stunde verblieben wir in Ruhestellung bis der Flieger abzog. Hernach hatten wir schon Eile die Munition abzuliefern. Gegen elf Uhr begannen feindliche schwere Batterien auf uns und die Kanonenbatterie mit Lagenfeuer. Die Kanonenbatterie wurde vollständig vernichtet. Die Geschütze erhielten drei Volltreffer, wo es viele Tote und Verwundete gab. Auch uns fand der Russe bald, doch zum Glück kein Treffer. Ringsherum fielen 12er Granaten ein. In dem vor uns liegendem Eichenwäldchen krachte es furchtbar in den Ästen der Bäume und die Explosionen der Granaten erzeugten tiefe Granatlöcher im Walde. Unsere vier Wagen standen am Waldesrande gedeckt durch die Bäume dem Feuer gegenüber. Die Pferde hatten große Angst von dem fürchterlichen Getöse und mussten von der Mannschaft beim Kopf gehalten werden, um ein Durchgehen zu verhindern. Auch ich hielt die Vorauspferde von meinem Wagen. Mitten in diesem Feuer sauste schon wieder eine Granate über den Wald und über unsere Köpfe flog ein Granatkopf fünf Schritte von uns in das Stoppelfeld. Sofort stieg eine Rauchsäule an dieser Stelle auf, als wolle dieser Kopf nochmals krepieren. Zum Glück kam es nicht soweit. In meiner Unerfahrenheit ließ ich die Pferde los und wollte sofort mit den Händen diesen Kopf ausgraben. Kaum erreichte ich mit der Hand das Eisenstück schrie ich schon Auweh. Denn ich hatte keine Ahnung, dass selbiges heiss sein könnte. Verbrannte mir den ganzen rechten Handballen, dass mir gleich die Haut herunterhing. Sanitätsfeuerwerker legte mir sofort eine Wundbinde an und ich musste mich ein wenig ausruhen im Walde. Mittlerweile hörten die Einschüsse bei uns auf. Wir hielten Bereitschaft bis nächsten Morgen bei der Batterie. Am Nachmittag eröffnete unsere Batterie das Feuer auf die vorgehenden russischen Schwarmlinien gegen die Jäger und Ungarninfanterie mit Granatschrapnell. Bei diesem Feuer hatten wir Pech, denn ein Schuss ging vom 4. Geschütz in die eigene Linie, wovon sofort Telefonmeldung kam, 17 Jäger verwundet. Der Munitionsvormeister Tauer Fritz tempierte ein Granatschrapnell um 500 Meter zu kurz. Zum Glück kam man sofort darauf. Hatte bereits drei Schuss vortempiert, wieder um 500 Meter zu kurz. Selbige waren noch zum Verstellen vor dem Abfeuern. Den ganzen Nachmittag dauerte der Kampf, bis endlich um sieben Uhr abends Feuereinstellen kam. Auch wir vom Staffel mussten fleissig bei der Munition mithelfen. Ganz müde abends, hieß es hernach abwechselnd die ganze Nacht hindurch als Bereitschaft wach bleiben. Unsere braven Jäger und Ungarn hatten sehr viele Gefangene gemacht. Die Nacht hindurch gab das 4. Geschütz jede Stunde drei Schuss ab, denn es könnte dem Russen in der Nacht einfallen einen Überfall zu machen, traf aber nicht ein. Gegen elf Uhr beobachtete ein Wachposten von uns in der Nähe ein Licht und meldete es sofort dem Wachkommandanten. Nach längerem Beobachten konnte festgestellt werden, dass es sich hier um Lichtsignale handelte, da von Zeit zu Zeit Licht kurz und lang aufflammte. Herr Offizier vom Dienst erhielt sofort Meldung davon und wurde sofort eine Patrouille zur Auskundschaftung zusammengestellt, wozu auch ich mit vier Mann kommandiert wurde. Nach zehn Minuten Marsch im Finsternen kamen wir zu einem Haus, welches auf einem Hügel stand und fanden dieses versperrt. Während des Marsches dorthin konnten wir kein Licht mehr wahrnehmen. Feuerwerker Haiderer riss die Tür sofort mit einem Fasinmesser mit Gewalt auf und drang mit zwei Mann ein. Zwei Mann und ich hatten die Aufgabe das Haus aussen zu umzingeln um einen eventuellen Flüchtling festzunehmen. Im Hause selbst fand man niemand. Hierauf durchstöberte der Feuerwerker Scheune und Schupfen. Von dort führte eine Leiter auf den Dachboden. Nach langem Suchen endlich, ganz im Heu und Stroh versteckt, lag ein älterer Mann mit 60 Jahren. Feuerwerker Haiderer sprach ihn russisch an, wieso er hier an der Front allein in diesem Hause wohne und noch dazu mit Licht dem Feinde Signale gab, wo er doch wissen soll, dass dies sofort von den Wachposten gesehen werden muss. Doch wollte er sich als ganz unschuldig an diesem Vorfall zeigen, er weiß von nichts. Nun musste er mit uns gefesselt in die Geschützstellung und nächsten Tag wurde er noch einmal verhört von den Offizieren, doch konnte man ihn zu keinem Geständnis bringen. Wurde hernach sofort mit Eskorte zum Divisionsgerichte abgeliefert.

25. September. Den ganzen Tag nur einzelne Schüsse auf die feindliche Infanteriestellungen abgegeben, bei welchen mehrere Stützpunkte in Trümmerhaufen verwandelt wurden. Gegen Abend wurden 1. – 3. Geschütz aus der Stellung gezogen und beim Staffel die leeren Verschläge an die Kolonne abgegeben. Das feindliche Geschützfeuer auf unsere Nachbarbatterie-Haubitz wurde gegen Mittag seltener und hörte dann ganz auf. Wir vier Munitionswagen kehrten dann zum Staffel zurück um acht Uhr abends.

26. September, Sonntag. Endlich einmal Gelegenheit mich gründlich zu reinigen, nach acht heissen Tagen, woselbst nie an ein Waschen zu denken war. Im Walde an einem Bache stellten wir uns an als wie im Bade. Das Wasser wurde uns hier schon selten. Wie neugeboren fühlten wir uns mit frischer Wäsche und die Montur erforderte auch schon viel Reinigung von all dem Staub und Schmutz. Bis Mittag bekamen wir frei und konnten auch zur Feldmesse im Walde gehen, zum ersten Male im Felde. Eine tiefe Andacht und Dankgebete richteten sich hierauf zu unserem lieben Herrgott und die Bitte, er möge uns alle gesund und glücklich wieder unseren Lieben

geben. Mittag kam der Marschbefehl, worauf sofort die Wagen gepackt und noch allerlei Feldfrüchte mitgenommen wurden. Gegen sechs Uhr abends, nach dem Schwarzen [Kaffee], ging es nun weiter am Marsche gegen Süden etwas hinter der Front.

27. September. Um ein Uhr früh in einem kleinen schmutzigen Bauerndorf Rast gehalten, auf einem freien, mit Planken eingezäunten Weideplatz. Die Geschütze und Wagen aufgestellt und sofort für unsere ermüdeten Pferde Futter und Stroh besorgt. Mit leerem Magen hieß es heute schlafen gehen im Freien, denn diese Ortschaft schien uns nicht ganz zimmerrein. Fünf Uhr Tagwache. Hier wurde für mehrere Tage Futter, Heu und Stroh gefasst und verursachte uns sehr viel Plage mit dem Verladen, da alle verfügbare Mannschaft herangezogen wurde. Um sieben Uhr Abmarsch auf schlechten ungemein kotigen Wegen durch Eichenwälder. Auf diesem Marsche kam ein Kamerad zum Stolpern, fiel in den Kot und das Lafettenrad ging ihm über den Kopf, Brust und Fuß. Wurde in der nächsten Ortschaft sofort ins Feldspital geführt, wo aber keine Hoffnung mehr auf Heilung gegeben wurde. In diesem Ort konnten wir schon Mittag Rast halten und für die Offiziere Quartier besorgen. Nach dem Füttern kam die Menage; heute ziemlich wenig, da etwas beim Marsch vom Kessel durch Schleudern der Fahrküche in Verlust geriet. Die Brotportionen wurden auch nicht regelmäßig ausgegeben. Ein Laib oft für 3 – 4 Tage. Ersetzt wurde aber das Fehlende nie. Zum Glück brachte mein Stangenreiter ein Huhn, welches sofort zubereitet wurde. Die Nacht konnten wir endlich ganz in Ruhe genießen. In der Ferne ließ sich Kanonendonner hören, am Boden lauschend unser Ohr gelegt, konnte jede Bewegung beobachtet werden.

28. September. Früh morgens gleich wieder Futter und Stroh requiriert für unsere Pferde. Mittags bekamen wir wieder einmal nach langer Zeit Gulasch, doppelte Portion. Um drei Uhr Abmarsch an die Front. Immer auf schlechten Wegen, bergauf, bergab, ging es bis spät abends. Im finsternen Wald verfahren wir uns um 200 Meter. Licht durfte keines mitgeführt werden, da wir uns bereits in Feindesnähe befanden und so auch unsere Fahrbewegung von den Russen wahrgenommen werden hätte können. Nicht einmal einen Laut durften wir von uns geben, da die Entfernung nur 1½ Kilometer von der russischen Linie war. Unsere Pferde leisteten ohnehin unmenschliche Arbeit. Bei diesem Futter und so schlechten Wegen wäre es wirklich kein Wunder, wenn sie umgefallen wären. Wie oft musste die Bedienung eingreifen um wieder den Zug herstellen zu können. Spät abends in einem Dorfe hielt der Staffel. Die Batterie musste noch in Feuerstellung auf ganz freiem Felde auffahren. Beim Staffel wurde ich als Aufführer der Wache in den Dienst bestimmt. Zelte für die Mannschaft und Wache mussten sofort aufgeschlagen werden, da es bereits ziemlich kalt war. Beim Lagerfeuer hielt man es schon noch aus. Um zwölf Uhr kam vom Divisionskommando der Marschbefehl und nun ging es wieder weiter südlich. Kaum hatten sich die Augen zur wohlverdienten Ruhe geschlossen, musste alles in Eile auf und zur Abfahrt fertig machen und der Marsch setzte sich fort bis vier Uhr früh. Der Staffel langte in Alexandrovka ein und nahm neben den 10er Jägern Aufstellung. Die Wagen mussten gleich mit Bäumen und Ästen maskiert [getarnt] werden gegen feindliche Flieger. Batterie bezog neben Batterie 1 Stellung und schoss sich sofort auf Dubno ein.

29. September. Gegen zehn Uhr vormittags brannte unverhofft ein Haus am Berge ab, welches vom Besitzer selbst in Brand gesteckt wurde. Seine zwei Brüder wurden als Spione entlarvt und alle drei kamen vors Kriegsgericht. Zwei Kühe wurden sofort beschlagnahmt und unserem Train angegliedert. Bei den Koperjägern erbat ich mir Brot, da wir schon vier Tage keines fassten. Hielt auch Umschau bei letzteren ob ich nicht Prandstätter Ernst finden konnte, selbiger war aber draussen in Stellung. Die Pferde fanden in Scheunen Unterkunft und wir anschließend bei den Jägern. Die Nacht hindurch Bereitschaft. Am Morgen des 30. September hieß es gleich wieder an die Arbeit mit der Räumung der Scheunen. Für Herrn Kadett Thomas musste ich einen Verschlag machen für ein requiriertes Herz Jesu Bild, das er am Wege hierher in einem Bauernhofe vorfand, um es nach Hause senden zu können. Von Batterie 1 traf ich zufällig zwei Kameraden von meinem Jahrgang. Diese lagen schon oft in heftigem Feuer. Für Offiziere Pritschen zur Anfertigung bekommen, sowie Reparatur an einem Göppel, da hier die Hafervorräte vom Felde noch ungedroschen auf großen Tristen aufgespeichert lagen und für Pferde ohnehin kein Futter zu haben war. Mitten im Dreschen kam jedoch schon wieder Abmarschbefehl in eine 12 Kilometer weiter südlich gelegene Feuerstellung. Um sechs Uhr Abmarsch nach Süden auf morastigen Wegen, teilweise sumpfig, in die kommende Winterstellung. Auf diesem Marsche traf ich zufällig den Knecht von unserem Holzlieferanten Johann Waglechner in Rastenberg, sowie auch Vorfeleder und Felsenstein, alle drei bei Batterie 1. Der 9. Munitionswagen hatte Deichselbruch, wodurch die ganze Marschkolonne einen viertelstündigen Aufenthalt hatte. Um Mitternacht in der Nähe der Stellung eingetroffen hielten wir Rast bis um drei Uhr früh. Zwei Stunden konnten wir am Wagen schlafen.

1. Oktober. ½6 Uhr früh Abmarsch in die Feuerstellung über die Felder und Wiesen und noch dazu in großer Eile über den Bergrücken, welcher von den Russen ganz einzusehen war. Die Geschütze kamen ins Tal bei Bol Zagorce auf sumpfiges Wiesenland. Zu derselben musste hernach von der Ortschaft ein breiter Prügelweg angelegt werden, da sonst im Winter überhaupt keine Möglichkeit der Zufuhr vorhanden gewesen wäre. Die Protzen, Train und Stab Reitpferde verblieben in der Ortschaft mit zirka 150 Häuser von denen aber schon vor zwei Wochen zirka 50 durch Feuer vernichtet wurden. Die Kirche ganz aus Holz, wunderschön gebaut mit einem großen Kuppelturm, an den Enden je ein kleiner angebaut. Das Innere derselben zeigte bereits schon viel Abgang. Die wertvollen Gegenstände fand man nicht mehr. Jedenfalls wurden selbige von dem fliehenden Pfarrer mitgenommen. Schule und Pfarrhof waren die einzigen Gebäude im Orte aus Ziegelmauerwerk. In diese kamen die Herren Offiziere und die Kanzlei. Die ganze Ortschaft wimmelte von Militär, da auch noch die Protzenpferde von der

Kanonenbatterie 3/6 im östlichen Teil der Ortschaft einquartiert waren. Im Ganzen zirka 300 Mann samt 200 Pferden. Es wunderte mich gleich am ersten Tag, dass sich hier auf einem vom Feinde so eingesehenen Orte sich niemand fürchtete vor dem Feuer der feindlichen Artillerie? Der Staffeln nahm in einem Hopfengarten Aufstellung und sofort maskierten wir unseren Wagen mit Ästen des nahe gelegenen Eichenwaldes. In einer Stunde kreiste bereits feindlicher Flieger über uns und die Kanonenbatterie gab einige Schrapnells auf ihn ab, jedoch ohne Erfolg. Nach kaum halbstündigem Aufenthalt verlegten wir unsere Stellung in das Eichenwäldchen. Hier in dieser Stellung litten wir sehr Hunger. Nur mit gesottenen und gebratenen Erdäpfeln mussten wir uns ernähren, da Brot eine Delikatesse bereits für uns geworden war. Bedienung musste sofort mit dem Bauen der Stellungen beginnen. Einige Kameraden mit mir hatten die Aufgabe einen von den Russen ausgeschossenen Platz zu maskieren und hatten bis ein Uhr nachts damit zu tun. Die Arbeiten konnten erst bei Eintritt der Dunkelheit begonnen werden, ansonsten wir von den Russen beschossen worden wären. Bei dieser Schindearbeit zerstörten wir, ohne es zu wissen, die Telefonleitung der Kanonenbatterie 3/6. Ganz ermüdet von den vielen Anstrengungen des ganzen Tages und dem Nichtschlafen der vergangenen Nacht fielen uns die müden Augenlider zu und schliefen ganz traumlos bis ½5 Uhr, da heute schon der Kaffee so zeitlich kam.

2. Oktober. Vormittags hieß es wieder Stellungen bauen. Die Batterie schoss sich bald ein und am heutigen Tag war ihr das Glück besonders hold. Eine Brücke und zwei feindliche Geschütze wurden ein Opfer unserer Egrasgranaten. Endlich kam wieder einmal die normale Fassung mit Brot und Tabak. Brot kannten wir bereits schon nimmer mehr. Selbiges würgte jeder sofort mit Heißhunger hinunter bis zum letzten Bissen.

3. Oktober. An diesem Tage vergönnten wir uns ein wenig Ruhe. Mit kleiner Ordnung von der Munition verging der Vormittag. Zwei Wagen fuhren zur Batterie 1 um Munition; blieben Tag und Nacht aus und erzählten uns von der guten Menage, welche sie dort erhielten. Wir mussten mit allem zufrieden sein. Die Batterie 1 ist unserem Regimentskommandanten Oberstlt. Müller immer schon ans Herz gewachsen. Diese konnte alles haben. Nur wir sind zu allem verurteilt. Überall wo es heiss herunter geht, da kommt die Batterie 2 daran. Munition musste in die Geschützstellung überführt werden und hernach begannen wir mit dem Bau eines Unterstandes für Oberfeuerwerker Schmiedl und uns drei Vormeister, in welchem wir uns alles wohnlich einzurichten vornahmen. Doch es sollte anders kommen. Bis jetzt lagen wir noch in Zelten. Am 4. Oktober abends übernahm ich Telefondienst bis zwölf Uhr. In unserem Zelte lagen vier Mann mit dem Telefonisten. Gegen ½12 Uhr sah ich unwillkürlich in die Richtung der Ortschaft hin im Zelte. Was sah ich? Ganz blutrot erschien mir die Zeltwand. Sprang sofort auf und sah zum Zelte hinaus und ein Riesenfeuer im Ort kam mir ins Angesicht. Sofort weckte ich meine Kameraden und schrie hinaus: „Staffelmansschaft antreten mit Schanzzeug und sofort zur Brandstätte im Ort.“ Gegen 25 Mann eilten sofort hinab in die lichterloh brennende Ortschaft um noch zu retten was möglich war. Ich hielt noch bis zwölf Uhr Dienst und begab mich hernach auch sofort zur Brandstätte, woselbst uns soviel Löscharbeit harrete, dass wir nicht wussten, wo wir zuerst beginnen sollten. Unsere Pferde waren bereits von den Fahrkanonieren aus den Stellungen am Wege zu unserer Staffelnstellung, denn hier sollten sie verbleiben. Besonderes hat der Batteriesattler Gareis geleistet, ein Wiener, 10 Pferde holte er unter Einsetzen seines eigenen Lebens aus den brennenden Stallungen. Das eigene Reitpferd von Herrn Oberleutnant Tilitschky war das erste, das er mit großer Mühe heraus holte und band es an einen nahegelegenen Baum. Weiter ging seine Rettungsaktion und holte ein Pferd um das andere. Kaum brachte er das letzte heraus, so stürzte das brennende Gebälk des Holzdaches in sich zusammen, hinunter in den Stall, am Stand der Pferde. So auch bei den anderen Rettern. Nach langem Suchen um all die Pferde, stellte sich der Abgang des „Romanov“ des Herrn Oberleutnants heraus. Es war doch von Gareis geborgen worden und musste ohne bemerkt zu werden wieder in den Stall hineingegangen sein. Bei den Aufräumarbeiten fand man ihn ganz verkohlt unter dem Brandschutt. Die Ursache an dem Brande war in der Unvorsichtigkeit von den Fahrkanonieren der Kanonenbatterie 3/6. Diese buken Brot und überhitzten den Backofen, welcher einen schadhafte Holzrauchfang besaß und so durch die übermäßige Hitze der Holzrauchfang Feuer fing. Zum Unglück hob sich noch der Wind, dass alle vorhandenen Holzhäuser samt Scheunen und Schuppen, mit Ausnahme der Kirche, Schule und Pfarrhof, dem Flammenmeer zum Opfer fielen. Wer ein solches Wüten dieses Elementes noch nie gesehen, dem kann man es nicht genug schildern. Ich übernahm sofort bei meinem Eintreffen am Brandplatze die Rettung der Protzen samt Materialwagen mit noch 15 Mann und konnten diese bereits in Sicherheit bringen. Von der Kanzlei schafften wir die Kisten und Brot zum Staffeln und hielt dortselbst Wache bis der Rechnungsoffizier Völkl eintraf. Am Wege in die Kanzlei traf ich Korporal Heidl und half ihm noch die Telefonleitung von dort in die Geschützstellung abmontieren. Bei dieser Arbeit verloren wir in der Finsternis die Richtung im Tale, da sich bereits Nebel einstellte und nur blutrot der Berg an dem die Ortschaft lag, im Schein hoch oben zu sehen kam. Mit harter Mühe konnten wir in den sumpfigen Wiesen vorwärts zur Geschützstation gelangen. Hier gaben wir die Rollen Telefondraht ab und verblieben noch eine kleine Weile um uns etwas auszurasten von den letzten Anstrengungen. Es war bereits drei Uhr morgens, als wir alle endlich zur wohlverdienten Ruhe gelangen konnten.

5. Oktober. Den ganzen Tag hindurch konnte sich die Mannschaft bei leichter Lagerbeschäftigung etwas erholen von den Anstrengungen der vergangenen Nacht und glaubten auch, uns gemütlich abends zusammensetzen zu können auf ein trautes Plauderstündchen. Doch zu unserem großen Erstaunen kam um fünf Uhr abends für den Staffeln der Marschbefehl. Wir sollen etwa drei Kilometer weiter südwestlich von hier in die Nähe eines Dorfes kommen, hinter einen mit hohen Büschen bedeckten Hügel, zirka 150 Meter hoch. Nun hieß es wieder fleissig zugreifen bis zum Abmarsch, welcher bereits um sechs Uhr erfolgte. Wir Telefonisten legten sofort von hiesiger

Station, welche jetzt in Protzenstellung umbenannt wurde, hinauf zum neuen Staffellagerplatz eine Leitung. Mit drei Spulen Leitungsdraht zogen wir ab und waren fest der Meinung, damit unser Auslangen finden zu können. Doch kaum auf halbem Wege ging der Draht schon zu Ende. Bei uns hatten wir nur mehr Draht auf Holzmasten gewickelt, womit wir uns mit dem Abwickeln sehr aufhielten. Ein Einjährig Freiwilliger wurde sofort in die Geschützstellung gesandt um zwei Spulen Leitungsdraht. Doch dieser brachte zu unserem größten Ärger nur leere Spulen und wieder keinen aufgerollten Draht. Jetzt konnten wir in der Kälte warten, bis ein Ordonanzreiter mit Draht von der Geschützstellung eintraf, welchen wir telefonisch anforderten. Bis zwölf Uhr Mitternacht hatten wir zu tun, bis endlich die Station errichtet war und jetzt erst ging es an die Aufstellung des Telefonzeltes. Der Telefondienst fiel zufällig auch noch auf mich. Das Legen der Leitung bei stockfinsterner Nacht war dieses Mal wirklich kein Schwindel.

6. Oktober. Endlich um sechs Uhr früh konnte ich mich etwas ausruhen und sank bis Mittag in tiefen Schlaf. Nachmittags kam die Fassung von Brot, Zigaretten, Armeebonbons, eine Garnitur Winterwäsche. Von dieser Zeit an, wo wir hier den Winter zubringen sollen, kam die Fassung sehr regelmäßig und die Menage war auch zum mitnehmen zum Gegensatz der Zeit vom halben September bis anfangs Oktober, wo nur Kartoffeln unsere Hauptnahrung waren. Brot bekam man höchst selten zum Sehen und wenn, dann verzehrte es ein jeder sofort mit Heisshunger. Menage war sehr wenig und auch minderwertig dieser Zeit.

7. Oktober. Von nun an beginnt gewöhnliches Lagerleben und Beginn des Baues des ersten Telefonunterstandes im Ausmaß von 3m Länge, 3,50m Breite und 1½ Meter Tiefe. Natürlich war dies nur eine Anfangsarbeit im Gegensatz zu den nachfolgenden Feldwohnungen, in denen man sich dann wie in einem ausgesprochenen Zivilwohnraum fühlen konnte.

10. Oktober. Als wir mit dem Bau fertig waren zogen wir mit Hurra ein, um richtig einmal eine warme Nacht auf reinem Strohlager verbringen zu können. An diesem Abend traf die erste Postsendung ein und konnte man endlich mit dem Heimatlande in Verbindung treten auf schriftlichem Wege. Die ganze Gefechtszeit und während des fortwährenden Stellungswechsels gelangte keine einzige Post zu uns. Unsere Feldpost ging schon nach Hause und nachher erhielten wir die ganze aufgelagerte Heimatpost. Erste Nummer unserer Feldpost war „15“, hierauf kam lange Zeit „57“. Mit dieser Heimatpost kam auch die erste Wiener Zeitung. Ein Maurer stellte sogleich einen Ofen von herbeigeschafften Ziegeln auf, um für die Bewohner dieser Erdwohnung kochen zu können. Herr Oberfeuerwerker brachte von der Küche drei Pakete Kaffeeconserven, welche für uns Telefonisten als Zubuße im Nachtdienst bestimmt waren. Weiters teilte er mit uns diverse Zutaten wie Käse, Wurst und Fischspeisen. Im Großen und Ganzen war er ein guter Mensch demjenigen gegenüber, welcher seinen Charakter verstand, an dem ließ ich es nicht fehlen, da ich nur Vorteil daraus ziehen konnte. Beim Telefondienst unterhielten wir uns mit den anderen Telefonisten mit allerlei Dingen und komischen Vorträgen, die uns zeigten, dass die Feldsoldaten ihren guten Wiener Humor noch bei sich hatten. Trotz der vielen Strapazen und Lebensgefahr im Felde hier gegen die Russen, ging es in ruhiger Zeit sehr lustig bei feschem Wienerliedergesang zu. Tschippan Heinrich und Schrudorfer Rudi, echte Wiener Volkssänger, besorgten die Gesangsabteilung und drei Kameraden erhielten schon Musikinstrumente von Zuhause nachgesandt: eine Violine, Gittare und eine gramatische Ziehharmonika. Ein echtes Wiener Heurigenquintett war zusammengestellt. Dieses konnte man jeden Abend hören von unserer Batterie aus. Wir Telefonisten schalteten alle bekannten Stationen ein, dass der Gesang sogar bis zur Division zurück gehört werden konnte. Den ganzen Winter hindurch, bis 16. Feber, solange wir in dieser Stellung verblieben, wurde immer musiziert.

Das Feuer in der Geschützstellung war schon acht Tage eingestellt. An der Front nur ganz kleine Feldwachgeplänkel.

Am 14. Oktober um vier Uhr früh griffen die Russen bei IR 84 unsere Feldwache an konnten aber nicht durchkommen, sondern verloren 100 Mann, 18 Mann kamen unverwundet in unsere Gefangenschaft, die anderen tot oder verwundet vor unseren Drahtverhauen. Der Meierhof von Kaminitza war ein heissumstrittener Stützpunkt der Feldwachstellungen. IR 84 nahm ihn sofort, als sie die Stellung von Kaminitza bezogen. Um diesen wieder zurück zu erobern, unternahm der Russe jetzt beinahe alle Tage Angriffe bei Nacht, um unsere Feldwache zu überfallen. Doch die Maschinengewehre der zeigten ihnen, dass es nichts nützt. Denn alle Tage mussten sie wieder zurück und immer blieben dort viele Tote und Verwundete. Am 15. abends um ½10 begann der Russe wieder anzugreifen. Dieses Mal aber mit starkem Artilleriefeuer vorgetrommelt um den Stützpunkt sturmreif zu machen. Um das Mündungsfeuer am Geschütze unsichtbar zu machen zündeten sie die vor ihrer Batterie leerstehenden Holzhäuser an. Ein großes Flammenmeer ragte weit hinaus aus dem Vorfelde an den sumpfigen Ufern der Ikwa, eines Flusses, wie unser Kampf bei seiner Mündung. Der Meierhof lag gegenüber Turkowitz, eines Dorfes am Unterfluss der Ikwa, auch ganz versumpft.

Jedes Mal beim Feldwache aufziehen im Meierhof musste die Ikwa passiert werden mit Kähnen und später über eine Holzbrücke, die von den Pionieren und Sappeure 2 aus Mautern gebaut wurde. Unsere Haubitzbatterie 3/25 eröffnete sofort Sperrfeuer auf die angreifenden Infanteriemassen und nach keinem halbstündigem Feuer erstickte ihr wohlvorbereiteter Angriff. Hierauf, gegen elf Uhr, wieder eine große Menge Gefangene und viele Tote, und nimmermehr ließ er es zum Angriff kommen. Denn der Meierhof war für sie nicht zum Nehmen und so legte sich danach aller Sturm bis ins Frühjahr 1916. Von diesem Zeitpunkt an schoss unsere Batterie nur mehr auf feindliche Batteriestellungen, einige Stützpunkte und Maschinengewehrnester, was dann im Monat Dezember auch eingestellt wurde.

16. Oktober. Von ½1 nachts bis zwölf Uhr mittags hielt ich Telefondienst im schön warm geheizten Unterstand. Von Mitternacht an bis gegen vier Uhr morgens regte sich gar nichts, nur jede halbe Stunde eine Leitungsprobe mit allen angeschlossenen Stationen, und wohl auch zur Aufmunterung aller diensthabenden Telefonisten. Diese Zeit verging oft sehr langsam. Um eine kleine Aufmunterung zu erlangen, führte jeder Telefonist große Korrespondenz mit allen Verwandten und Bekannten in der Heimat. Alle möglichen Zeitungen fochten wir uns von den Kameraden aus, um alle Neuigkeiten zu studieren. Gegen vier Uhr morgens begannen die Situationsmeldungen, von der Feldwache angefangen bis zur Division. Erfuhren so immer gleich alles Neue an der Front, sowie in den Nachbarabschnitten. Die Russen stellten jeden Angriff ein und es kam eine Zeit, wo die Infanterie in der Feldwachstellung auch bei Tag im Vorfelde mit dem Feinde zusammentraf um Tabak gegen Brot einzutauschen. Hier wurde jede Feindseligkeit eingestellt. Alle konnten sich bei Tag in den Gräben frei bewegen, ohne dass nur ein Schuss fiel. Man fühlte sich so frei und sicher, als wäre überhaupt kein Krieg mehr. Es freute einen jeden, sich endlich wieder als Mensch gegen Mensch gegenüberzustehen.

Oberfeuerwerker Schmiedl hatte zur Gewohnheit die Mannschaft öfters mit allerlei Gespött zu ärgern. So auch ein Mal meinen guten Freund Ries Pepi gegenüber. Letzterer hatte einen kleinen Sprachfehler. Stieß mit der Zunge etwas an. Ries Pepi, in Zivil Geschirrfabrikantenssohn aus Ybbsitz, ließ sich aber nichts gefallen und gab ihm gehörig Antwort in sehr ulkiger Weise und es gab da so manches Mal eine Durszene, dass man meinte, wir sind in einem Zirkus, und können uns an den Späßen der dummen Auguste ergötzen.

Nachmittags mussten Bretter von den verlassenen Holzhäusern geholt werden, um unseren Unterstand mit diesen zu vertäfeln, da das abrieselnde Erdreich schon unsere harte Liegestatt gefährdete. Mit vielen Mühen und Anstrengungen langten wir zu Hause an und wurde hernach sofort mit der Arbeit begonnen. Bis Abends war alles wieder in Ordnung hergestellt und im Schlafe konnten wir uns sicher fühlen, nicht von dem herniederrieselnden Sand und Erdreich bedeckt zu werden. Zum Glück ging bei dieser Arbeit der Oberfeuerwerker zum Bürgermeister und hatten so Ruhe vor ihm, denn während der Beschäftigung konnte er unausstehlich werden. Nichts war ihm recht. Ich ließ ihn oftmals reden und arbeitete ganz meiner Ansicht nach. Wenn dann alles fertig war, so hatte er auch Wohlgefallen daran. Abends gegen neun Uhr vernahmen wir am Telefon vom Aufklärer Podlucze das bekannte Volkslied vom Jäger: „Schicksal du bist unbarmherzig, mein Lebensglück hast du zerstört!“ vom Kameraden Schrudorfer Rudolf vorgetragen. Der Text desselben Liedes entstammte von unserem Aufkläreroffizier Leutnant Thomas für unsere hiesige Stellung und Mannschaft der Batterie 2. Der Sinn dieses ergreifenden Volksliedes ging einem jeden so zu Herzen, dass eine allgemein gedrückte Stimmung einzog und an all unsere Lieben daheim unsere Gedanken verweilten. Erst gegen elf Uhr legten wir uns alle zur wohlverdienten Ruhe, nach den großen heutigen Anstrengungen und Mühen. Im Traume zogen all die vielen angenehmen Stunden der lieben Heimat vorüber und es kam die große Sehnsucht wieder, heim zu unseren Lieben gesund und wohlauf gelangen zu können.

17. Oktober. An diesem Tage kam meine telefonische Anforderung in die Protzenstellung um eine Reparatur am Postwagen durchzuführen. Die Bretter verschaffte ich mir von einem leeren Bauernhaus von einem Kasten. In dem Moment, wie ich begann das Möbelstück zu zerlegen, erschien ein Russe und wollte sich beschweren über mein Vorgehen. Jedoch hatte er nichts zu plaudern mit mir. Ich richtete sofort meinen scharf geladenen Revolver gegen ihn und gab ihm damit zu verstehen, dass hier im Feindesland niemand etwas entgegen reden darf, sonst könnte es ihn seinen Kragen kosten. Hierauf verließ er sofort die Stelle und verschwand. Mit den Brettern am Rücken kehrte ich in die Protzenstellung und reparierte die schadhaften Teile des Postwagens. Spät abends, bei strömendem Regen, ohne Mantel, kehrte ich zum Staffeln heim.

18. Oktober. Früh morgens um fünf Uhr auf; durchs Fenster konnten wir zum ersten Mal Reif sehen und auch der Boden war schon gefroren. Von nun an zeigten sich schön langsam die Vorboten des bekannten russischen Winters. Das Laub des nahen Eichenwaldes fiel schon ab und standen so nun vor Einzug des kalten, schnee- und kältereichen Winters. Telefondienst jede zweite Nacht bis zwölf Uhr. Gegen elf Uhr nachts sang bei der Gruppe ein Männerchor von den Deutschmeistern vom Praterstern anmutige, bekannte Wiener Volkslieder. Ein Vergnügen hier zuzuhören. Man fühlte sich, als seien wir in Grinzing beim Wein, wo es so traulich sich anmutete. Im Stillen sangen wir auch mit, als säßen wir wirklich beim Heurigen. Die ganze Bewohnerschaft von unserem Erdloch konnte eine wunderschöne Aufheiterung genießen. Erst gegen ein Uhr legten wir uns zur Ruhe.

19. Oktober. Gegen Mittag nahm ich mir frei, um mir bei meinem Kameraden Vafzina meine Haare schneiden zu lassen. Am Wege in die Geschützstellung kam mir ein feindliches Schrapnell entgegen, welches ober meinem Kopfe kreperte. Ein Splitter bohrte sich drei Schritte vor meiner in die sumpfige Erde. Nach kaum einer Minute sauste schon wieder ein Schuss, doch schon kürzer. Hierauf folgte Schuss auf Schuss gegen die Infanteriestellung links von der Kirche. In die Geschützstellung versuchte er auch hineinzukommen, doch hier lag ihm ein natürliches Hindernis im Wege. Eine runde Bergkuppe, unserer Geschützstellung vorgelagert, fing alle feindlichen Geschoße auf und so war für uns keine unmittelbare Gefahr vorhanden von feindlicher Artillerie gefunden zu werden. Es wäre nur dann möglich gewesen, wenn von der linken Flanke eine feindliche Batterie gefeuert hätte. Die feindlichen Flieger besuchten uns zwar sehr oft, doch unsere Stellung war derart maskiert, dass kein Flieger sie finden konnte. Die Munitions- und Mannschaftsunterstände dortselbst waren auch so gebaut, dass sie auch von feindlicher Artillerie keinen Treffer erhalten konnten, da sie in den anschließenden Berg hinein gegraben und granatsicher gebaut waren. Von der nahegelegenen Kirche wurden von innen die Fußbodenbretter abmontiert sowie auch Fenster zum Bau der Unterstände verwendet. Im Inneren der Kirche sah es schon sehr

öde aus. Nur mehr die nackten Wände und Kuppeldach sowie das Hauptgerüst von den Altären. Die Wertgegenstände waren schon längst verschwunden. Später diente die Kirche nur mehr als Magazin für Heu und Futtermittel.

20. Oktober. Durch vierzehn Tage hindurch waren die Fahrkanoniere mit dem Einbringen des noch am Felde stehenden Hafers beschäftigt, welcher mittels der, von der dort nahegelegenen deutschen Kolonie Adamovka, ausgeborgten Dreschmaschine sofort ausgedroschen wurde, da es an Futtermittel schon sehr mangelte. Kartoffel, Bohnen, Buchweizen und Hirsebrei, welche noch auf offenem Felde anzutreffen waren, wurden für den Winter von der freien Mannschaft eingesammelt und zur Aufbesserung der Menage eingelagert.

Der Bürgermeister obgenannter Kolonie, namens Fellner, gebürtig aus der Umgebung von Dresden, siedelte sich mit zwanzig jungen Bauerssöhnen und -töchter um das Jahr 1900 in dieser Gegend an und hatte sich während dieses Zeitabschnittes eine schöne Landwirtschaft erworben. Er erzählte seine ganze Lebensgeschichte bis zum heutigen Tage bei seinem ersten Besuche bei uns. Von nun an kam er jede Woche ein paar Mal, da er für uns auch landesübliche Fuhrwerke beistellen musste von seinen Kolonisten. Bei uns fühlte er sich sehr wohl, da doch hier lauter deutsche Mannschaft in Stellung lag. Jedesmal erhielt er von uns Wein und Abendmahl, was ihm wohl gefiel. Es wurde oft gegen Mitternacht bis er nach Hause ging und auch ein kleines Schwipserl mitnahm.

21. Oktober. Ein Fahrvormeister requirierte in der Umgebung ein paar Henderl und brachte selbige mit Hurrah zu uns, woselbst sofort an die Zubereitung geschritten wurde. Diese Leckerbissen mundeten gar fein und wir hatten so einige Abende ein wohlschmeckendes Gericht.

Die Fassung begann jetzt wieder regelmäßig aber sehr wenig. Die Menage gut zubereitet, aber ein jeder wollte dreimal so viel. Wein sahen wir hier auch jede Woche zweimal einen halben Liter pro Mann. Winterwäsche, Bauchbinde, Fäustlinge, Wadenstutzen langten als Liebesgabe ein. Bei manchem Stück lag auch ein Begleitschreiben vom Erzeuger und dessen Adresse. Ich erhielt ein paar Kniewärmer, gestrickt von einem Wiener Schulmädchen namens Klara Winter. Bedankte mich für ihre Liebesgabe und trat auf einige Zeit mit dem lieben Wienermädel in Korrespondenz aus dem Felde. Auch eine Fotografie sandte ich ihr und erhielt auch ein Bild. In ihren Zeilen teilte sie mir mit, dass sie das Musikkonservatorium mit gutem Erfolg besucht.

22. Oktober. Ein Pferd musste wegen Beinbruches erschossen werden. Das Fleisch kam sofort zur Küche und abends kam schon das Gulasch davon. Mundete vorzüglich, da abends gewöhnlich nur Kaffee zur Ausgabe gelangte.

25. Oktober. Ein Pferd war schon durch vierzehn Tage hindurch marod und musste wegen Lungenleiden erschossen werden. Herr Obertierarzt Prohaska nahm hierauf die Sezierung vor und zeigte uns Chargen die ganze Lunge, welche nur einen Eiterklumpen darstellte. Einjähriger freiwilliger Korporal Kaar ging mit noch einem Kanonier ins Spital ab, beide waren an Ruhr erkrankt. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war bis jetzt zufriedenstellend. Jetzt aber, mit Einbruch des strengen Winters, gingen beinahe jede Woche 4 – 6 Mann ins Spital ab. Auch Oberfeuerwerker Schmiedl erkrankte vorübergehend.

29. Oktober. Ganz geistesabwesend irrte er oft im Lager herum. In der Früh verschwand er, ohne jemand zu benachrichtigen und ritt zum Divisionskommandant Oberstleutnant Müller wegen seiner gewollten Beförderung zum Offizierstellvertreter. Doch zu seinem Leidwesen konnte er sein Ziel nicht verrichten.

An seine Seite wurde ihm sofort Feuerwerker Stefan zugeteilt. In der Nacht kam Schmiedl von seinem Ausflug im total besoffenem Zustand zurück und machte einen fürchterlichen Lärm. Ich hatte bis zwölf Uhr Dienst und wollte mich zur Ruhe begeben, doch ich konnte bis vier Uhr früh keine Ruhe finden.

30. Oktober. Sein Reitpferd, ein schöner Schimmel (grau), wurde in der Nacht vom Pferde des Feuerwerkers Stefan geschlagen und musste erschossen werden. Vor Schmerz über den Verlust seines geliebten Pferdes traten ihm die Tränen in die Augen und er war durch acht Tage sehr traurig. Erst nachher legte sich die ganze Aufregung und nun ging das alltägliche Lagerleben weiter. Pferdevisiten hielt Herr Obl. Tilitschky jede Woche ein Mal ab und es gab so manche Anstände.

31. Oktober. Die ersten Schneeflocken fielen bereits auf den schon einige Tage gefrorenen russischen Boden und es zeigen sich schon die Vorboten des berüchtigten kalten Winters Rußlands. Zum Train- und Munitionstransport wurden schon Schlitten angefertigt von uns Holzarbeitern durch acht Tage hindurch, woselbst es uns sehr an Material und sonstigem Werkzeug fehlte. Doch mit viel Mühe und Ausdauer ging es doch und in einer kurzen Spanne Zeit von acht Tagen konnten zwölf Schlitten zum Transport bereitgestellt werden. Durch sie war es ein Leichtes, das mit meterhohen Schneemassen bedeckte Hügelterrain zu befahren. Nachdem bereits eine bissige Kältewelle von beinahe zehn Grad unter Null einsetzte und wir schon sehr an Erfrierungen bei Nacht litten, kam für mich der Befehl: „Sofort mit meiner verfügbaren Mannschaft einen wetterfesten warmen Winterunterstand zu bauen“. Den Entwurf, welchen ich mir schon geraume Zeit vorher zurecht legte, zeigte ich meinem Vorgesetzten und wurde dieser als sehr günstig befunden. Besonders die Raumgestaltung gelang mir vorzüglich. Die Ausmaße des zu erbauenden Unterstandes waren mit 6m Länge und 4,70m Breite, inneres Maß angenommen, und 2,80m tief. Der bereits gefrorene Lehm Boden ließ schon sehr alle Kraft der entkräfteten Mannschaft in Anspruch nehmen, doch der eiserne Muss und Wille bald im sehr warmen geheizten Unterstand untergebracht zu sein, half uns gewiss sehr, dass es keine drei Tage beanspruchte und wir konnten unser neues Winterheim mit sichtlich großer Freude beziehen. Als die Erdarbeiten beendet waren ging es nun über die Dacheindeckung. Durch Zufall entdeckte ich in unserer unmittelbaren Nähe, im anschließenden Buchenwald, eine Arbeitsstätte der Sappeure 2 von Mautern. Bei Eintritt der Dunkelheit brachen vier Mann auf um für die Bedachung unseres Un-

terstandes das bereits zugerichtete Kantholz abzuholen, ohne dass die Sappeure eine Ahnung hatten. Ganz ungestört gelangten wir in unserem Lager an und ließen das mit vielen Mühen geschleppte Holz hinter dem groß angelegten Pferdestall nieder und wurde selbiges mit dichtem Buchenlaub und Pferdemit überdeckt, um das gestohlene Holz ja gut versteckt zu wissen.

1. November. Allerheiligen. Zeitlich früh entdeckten die Sappeure den begangenen Diebstahl und machten sich bei den Nachbarformationen auf die Suche. Zuerst natürlich führte sie der Weg zu uns. Suchten alle versteckten Winkel bei uns ab, jedoch kein Glück. Der Sappeur-Zugsführer war der sicheren Meinung, nur bei uns kann das Holz sein, da er den ausgehobenen Unterstand vorfand und wir zu diesem am ehesten für die Dachkonstruktion die Balken benötigten. Oberfeuerwerker Schmiedl erwiderte mit sehr energischem Ton, dass wir gar kein Interesse an seinen Bäumen finden können, da wir doch unsere Holzarbeiter besitzen und uns das nötige Holz selbst zubereiten. Nach längerer Aussprache wartete Oberfeuerwerker dem Zugsführer mit Rum auf und nun ließ sich allerlei reden. Mittlerweile fanden die Sappeure doch die versteckten Bäume und wollten sie wieder mitnehmen, doch der Zugsführer, ein bißchen vom Rum benebelt, ließ mit sich reden und konnten wir uns hierauf die Balken behalten.

Nachmittags begannen wir gleich mit dem Aufstellen des Dachstuhles, Bretter, Bäume und Ziegel besorgten die Fahrkanoniere mit Wagen aus der Umgebung. Ein Maurer setzte hernach gleich einen solid gebauten Küchenofen. Ein Fenster war auch unter dem herbeigeschafften Material, welches sofort von mir oberhalb des Tisches eingebaut wurde. Noch nicht ganz gedeckt ruhten wir uns schon die kommende Nacht im neu erstandenen Unterstand von den riesigen Anstrengungen des Tages aus und fühlten schon ein wenig, wie warm es werden wird in unserem neuen Heim.

2. November. Nach ruhigem, fast traumlosen Schlaf, fühlte sich ein jeder wie neugeboren. Mit neuen Kräften durch die Ruhe des Schlafes gestärkt, ging das Tagwerk von vorne an und nun hieß es fleissig Hand anlegen. Ein jeder stellte seine Fachkenntnisse zur Verfügung und ließ es sich nicht zweimal schaffen, denn er genoss ja durch die Fertigstellung des Heimes das Wohlbehagen in demselben. Das Balkendachwerk überlegte ich mit herbeigeschafften Brettern, Stroh und Erde. Die ganze obere Ansicht fand durch nebeneinander gelegte Rasenziegel eine natürliche Deckung gegen feindliche Flieger. Die Fensterischen mussten gegen Regen und Lüftung genügend abgedichtet werden mit Moos und teilweise mit Stoffabfällen vom Batterieschneider. Nach Beendigung der äusseren Abdeckung konnte an die Ebnung des Platzes vor dem Eingange in unsere Erdwohnung geschritten werden. Der Stiegenabgang benötigte auch noch etwas Schutz vor dem zu gewärtigenden Unbilden des bekannten russischen Winters durch Aufstellen von einem Schutzdach mit Verbau, welcher von drei Seiten mit Brettern zugeschalt wurde. Zur Verschönerung der Aussenansicht unserer Wohnung umsäumte ich den Aussenraum mit einem aus Birkenstangen angefertigten Zaun und setzte auch noch kleine junge Bäumchen zur Zierde. Innen stellte ich für die Kameraden eine Pritsche in der ganzen Länge des Unterstandes auf, mit Stroh überlegt, und jeder gab sein Zeltblatt als Leintuch darauf. Die Ausrüstung kam auf ein an der Wand befestigtes Kopfbrett, der Stutzen oder Revolver aufgehängt dortselbst um ihn sofort bei der Hand zu haben. Zur weiteren inneren Ausgestaltung kam die Anfertigung eines großen Tisches mit Eckbank und kleinen Stühlen, alles aus Birkenstangen ausgeführt. Ein wunderschönes Bild bot sich jedem Eintretenden, wenn er zu uns auf Besuch kam. So gemütlich und traulich mutete es jedem an und fanden immer mehr Sehnsucht in diesem so behaglich eingerichteten Soldatenheim an der Front zu hausen.

3. November. Beginn einer Unteroffiziersmenage, wobei auch die Einjährigen Kokoschinek und Bienenstein teilnahmen. Jeder musste von der Löhnung einen Teil dazugeben und erhielt ausser den Normalfassungen besser zubereitete Mahlzeiten. Abends hatte die Mannschaft meistens nur Kaffee. Hie und da gab es auch ein kleines Stück Wurst oder auch Gulasch. Wir konnten abends immer Fleisch haben.

4. November. Für den Bau eines Untersuchungsstalles für unsere Pferde musste auf Batteriekommandobefehl sofort von einer Abteilung der Mannschaft ein am nahegelegenen Bergesrückten leerstehende Hütte abgetragen werden und hernach in der Nähe unserer Batterieschmiede dieser Stall aufgestellt werden. Jeden dritten Tag wird Pferdevisite von Bespannungsoffizier Oblt. Tilitschky abgehalten, sehr streng dabei. Es kommt oft vor, dass Fahrkanoniere Anstand haben und sich hernach 3 - 4 mal mit ihren Pferden zur Nachvisite beim Staffellokommandant Schmiedl melden mussten.

Ankauf von vier landesüblichen Fuhrwerken samt den Kutschern. Letztere größtenteils ältere Polaken, welche gute Aufnahme bei unseren tschechischen Fahrkanonieren fanden. Täglicher Besuch von feindlichen Fliegern. Witterung bis jetzt noch immer leidlich.

5. November. Von diesem Tage an hielt ich wieder Telefondienst und konnte hernach die Zeit für mich verwenden mit Reinigen der Wäsche und Montur.

6. November. In der Nacht trat um zwölf Uhr eine Störung in der Leitung ein und ich war an der Reihe dieselbe zu beheben. Zum Unglück befand sich zu wenig Draht in unserer Station und musste erst von der Mittelstation welcher von mir geholt werden. Als ich der Leitung entlang ging um die Störung zu beheben, fand ich eine Stelle, wo überhaupt zirka vierzig Meter Draht fehlten, selbiger musste von unbekannter Hand herausgeschnitten worden sein. Als wir von dieser Nachttour zu Hause eintrafen, fanden wir Oberfw. Schmiedl total besoffen. Ein Kaninchen ließ er sofort schlachten und zubereiten. Auch rasieren musste ihn ein Kamerad. In seinem besoffenen Zustand war er immer ein abscheuliches Wesen. Wir kannten ihn jetzt schon zur Genüge und kümmerten uns nicht mehr um ihn, denn mit solchen Leuten kann man kein vernünftiges Wort reden.

7. November. Ein deutscher Kamerad kam zu uns und erzählte all seine Erlebnisse von den Schlachten an den Masurischen Seen. Selbiger rückte nachmittags zum Lehrbataillon ein.

8. November. Für diesen Tag wurde Montur- und Materialvisite avisiert und auch vom Batteriekommandant Hauptmann Metzner abgehalten. An der Montur fand man bei mir keinen Anstand aber beim Material fehlte mir beim 6. Munitionswagen das ganze Schanzzeug, doch ich konnte meine Rechtfertigung damit bringen, dass ich fortwährend in Arbeit stand, sowie auch als Telefonist meinen Dienst versehen musste.

9. November. Nachmittags kam der Befehl: Fünfzehn Mann haben sofort mit Schanzzeug zum Beobachtungsstand abzugehen, um den von der Feldhaubitzbatteriemannschaft bereits begonnen Laufgraben fertig zu graben. In der Geschützstellung schlossen sich noch fünfzehn Mann an. Bei stockfinsterner Nacht ging es hinauf zum Beobachtungsstand. Dort begann die anstrengende Erdarbeit hinunter in die Schwarmlinie der 84er Infanterie, woselbst unser Aufklärer I. in vorgeschobener Stellung seinen Unterstand besaß. Bei Tag konnte man im gedeckten Laufgraben, ohne von den Russen bemerkt zu werden, ganz sicher sein Ziel erlangen. Fähnrich Pizzini und die Aufklärer waren sehr erfreut, wieder mit der Batteriemannschaft auf einige Zeit beisammen sein zu können. Die Arbeit war sehr anstrengend und mühsam. Ganz abgespant und erschöpft konnte endlich um elf Uhr nachts Schluss gemacht werden. Verließen mit sichtlich Freude unsere Arbeitsstätte und nun ging es in Eilschritt wieder heimwärts. In der Geschützstellung verbrachten wir noch kurze Rast, woselbst der fidele Rudi sein Missgeschick erzählte. Er wurde auf Befehl des Herrn Hauptmannes angebunden, weil er Holz von der Kirche zum Einheizen nahm. Die anderen Diener aber demolierten schon viel früher die Holzwände von der Kirche und wurden diese bis jetzt noch nie dabei ertappt und so musste er für alle anderen büßen. Gegen ein Uhr verließen wir die Geschützstellung und wanderten bei ziemlicher Kälte zu unserem Heim. Sehr müde und mit leerem Magen hieß es schlafen gehen.

10. November. Sieben Uhr morgens erhoben wir uns von unserer Liegestatt und mit großen Appetit trank jeder seinen Cerni (schwarzen Kaffee), jedoch ohne Brot, da selbiges immer gleich bei Fassung auf einmal aufgezehrt wurde. Durch drei Tage hindurch dauerte diese Grabenarbeit, und immer musste ich mitgehen, was mir zum Schlusse zu bunt wurde, da doch bei Tag auch noch Telefondienst auf mich fiel. Endlich, am 14. war diese schwere Arbeit zu Ende. Der Graben glich wirklich einem Bergwerksstollen und konnte ein Mann nach dem anderen, ohne anzustoßen an den Erdwänden, diesen gedeckten Laufgraben passieren. Hie und da verirrte sich ein feindliches Schrapnell in dieses Gelände, richtete aber wenig Schaden an. Nach dieser Arbeit wurde uns Zeit gegeben endlich unsere Montur von dem lehmigen Erdreich zu reinigen. Gegen Abend kam von Rudnia (letzte Bahnstation) unser landesübliches Fuhrwerk mit den Kostpaketen und Liebesgabenpackerl zu 35 dkg. Ich erwartete meine Zither schon lange mit größter Sehnsucht. Hatte dieses Mal Glück, ging sofort zum Wagen, welcher an unseren Heim vorüber fuhr und der Fassungsunteroffizier übergab mir die Zither nebst zwei kleinen Packerln mit Zigaretten. Im Unterstand angekommen, mit Jubel empfangen, dass doch endlich ein Mal auch bei uns lustige Weisen zum Vortrage gelangen können. Trotz der langen Reise litt die Zither gar nicht. Nur die Saiten gingen nach. Auch eine Anzahl von Reservesaiten packte mir Vaterl bei, um nicht in Verlegenheit zu kommen. Nach dem Stimmen ließ ich sofort das Lied der Wiener: „Wien, die Stadt meiner Träume“ ertönen und alle Kameraden stimmten sogleich das Lied an. Bis gegen Mitternacht dauerte die lustige Unterhaltung, an der auch der Bürgermeister teilnahm. Auch er konnte sich nicht genug anhören, so gut gefiel es ihm. Erst mit dem Bewusstsein morgen wieder kommen zu dürfen, war er zufrieden und verabschiedete sich von uns.

15. November. Um sieben Uhr früh wurde ich telefonisch in die Offiziersmesse gerufen um für Leutnant Herz ein Bett aus Birkenstangen nach dem Muster des Bettes von Oberleutnant Tiletschky anzufertigen. Der Diener von letzterem half mir bei der Arbeit und brachte mir auch diverse Leckerbissen von der Offiziersmesse und Zigaretten. Die Arbeit dauerte drei Tage hindurch und es ging mir hier ganz gut. Überanstrengung war es keine. Zwei Sessel, ein Bett für Herrn Hauptmann, ein großer Tisch für die Kanzlei und die Kirchentür mit Bretter vernageln. Das Innere der Kirche war vom Mannschaftsgespann bereits zur Gänze für die Unterstandbauten geplündert. Keine Fenster, keine Türen, Fußboden und Altäre fand man mehr vor, alles wüst und leer. „Leergeraubt ist die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette“, wie Schiller sagt. Während ich die Kirchentür vernagelte schoss unsere Batterie zwanzig Stück Egrasitgranaten auf den Meierhof Kominitza mit Unterstützung der beiden benachbarten Kanonenbatterien 3/6 u. 2/6. Selbige hatten ihre Stellungen links von unser Kanzlei von Bol-Zagorcze in einer kleinen gedeckten Mulde, auch so sicher vor feindlichem Artilleriefeuer, wie wir.

18. November. Herr Regimentskommandant Oberstleutnant Müller traf um ein Uhr nachmittags zur Inspizierung in der Batteriestellung ein und hatte mit Herrn Hauptmann eine längere Aussprache betreffs der Verwüstung der Kirche. Die fehlenden Fenster und Türen konnte er in den Mannschaftsunterständen wahrnehmen und Herr Hauptmann trat an die Seite der Mannschaft. Der wichtige Grund entschuldigte wieder diese frevelnde Tat und wurde auch von Oberstleutnant Müller nicht beanstandet. Gegen vier Uhr verließ er mit zufriedenerm Gesichtsausdruck unsere Stellung und ritt bei Einbruch der Dämmerung zum Regimentsstab nach Alexandrovka zur Batterie I.

Als ich abends mit einem Kollegen beim Staffeln ankam erhielt ich Befehl: „Morgen früh muss ich mit vier Munitionswagen zur Kolonne nach Kozin Munition fassen fahren. Die noch vollen Verschläge dieser Wagen mussten mit den anderen acht Wagen gegen leere ausgetauscht werden und hatten mit dieser Arbeit bis acht Uhr abends vollauf zu tun. Die Bespannung richtete sich auch vor zu diesem beschwerlichem Marsch, denn die Witterung war regnerisch und die Wege ziemlich schlecht und kotig. Im Bewusstsein alle Vorkehrungen zur Ab-

fahrt getroffen zu haben, legten wir uns zur wohlverdienten Ruhe. Um zwölf Uhr übernahm ich Dienst am Telefon bis sechs Uhr früh, dies ging mir noch ab!

19. November. Um 3/7 früh Abfahrt über Pyrodin nach Kozin bei vierstündiger Fahrt. Kozin, eine schöne Stadt mit zirka 3000 Einwohnern im Frieden und eine sehr schön gebaute Kirche nach russischer Bauart. Die Aussenwände blau, die Blechdächer der fünf Zwiebeltürme grün gestrichen und die wunderschöne Form derselben bot mir ein idyllisches Bild. Nur Schade, dass ich nicht abkommen konnte um mir die Kirche auch innen zu besichtigen. Die Munition verlud gleich meine Bedienungsmannschaft, währenddessen die Pferde ihr Futter erhielten. Menage erhielten wir sehr gut und reichlich, kein Vergleich gegen der unsrigen. Ließen uns selbige gut munden und hegten den Wunsch gleich am liebsten hier bleiben zu dürfen bei der Kolonne, schon der Menage zu liebe. In einem Judengeschäfte versah ich noch allerlei Einkäufe in einem Verkaufsladen für die Kameraden, in dem mich ein sauberes Judenmädchen im Alter von zirka achtzehn Jahren bediente. Als ich in einem runden Körbchen weisse Buchteln wahrnahm bekam ich sofort Lust zum Kaufen. Zehn Stück um vier Kronen konnte ich noch erwerben, da selbige schon der Rest waren. Versuchte sogleich eine solche Rarität, welche vorzüglich schmeckte. Legte ihr eine Zehnkronen - Note auf die Hand um meine Schuld zu begleichen und zu meinem großen Erstaunen gab sie mir auf zwanzig Kronen heraus. Nahm das Geld ohne Weiteres und verließ mit sichtlicher Freude an dem Gewinne von 10 Kronen hierauf den Laden. Eilenden Schrittes bog ich sofort um die Gassenecke um ja nicht mehr eingeholt werden zu können, im Falle dass der Irrtum entdeckt worden wäre. Richtig, vernahm ich noch von Weitem das Rufen von dem Mädchen nach mir, doch suchte ich schon das Weite und kehrte zu meinen voll beladenen Munitionswagen zurück, woselbst bereits alles zur Abfahrt bereit stand. Gegen zwei Uhr nachmittags setzte sich bei größtem Schneegestöber unsere Kolonne in Bewegung. Auf den Feldwegen vermengte sich der viele gefallene Schnee mit dem breiigen Kot zu einem kaum passierbaren Gequatsche. Die Pferde leisteten Unglaubliches, doch in diesem sumpfigen und weichem Gelände wurde ihnen die aufgebürdete Last der voll beladenen schweren eisernen Munitionswagen doch zu viel und mussten oft Rast halten. Um vier Uhr war bereits stockfinstere Nacht bei diesem grausigem Schneegestöber und wir befanden uns jedoch noch von der nächsten Ortschaft Pyradin zirka einen Kilometer entfernt. Die schwierigste Stelle bis dorthin, das war der schwankende Prügelweg über den 100 Meter langen Sumpf bis in die Ortschaft hinein. Bei Tag schon schwer zu befahren mit den leeren Wagen, um so mehr noch mit Ladung bei solch einem Hundewetter. Unter großer Anstrengung der Pferde und tatkräftiges Mitwirken der begleitenden Mannschaft beim Radeingreifen konnten wir doch heil bis zu der gefürchteten Stelle gelangen. Von der Anhöhe herunter zum Prügelweg konnte nicht mehr die richtige Radspur bei stockfinsterner Nacht gefunden werden, da der Schnee schon teilweise liegen blieb und so alles bedeckte. So nahm der erste Wagen ungefähre Richtung ein und versuchte den Anfang des Prügelweges zu finden. Ein wenig von dem Schneelicht geblendet schritt ich neben diesem Wagen um mich selbst zu orientieren. Doch zu unserem größten Entsetzen versank unser Wagen und die armen Pferde mit jedem Schritt in dem Sumpf. „Halt Kommandos“ brachten sofort alles zum Stehen. Ich selbst hatte zu tun um nicht noch tiefer zu versinken. Klammerte mich an die Räder des schon bis an die Achse im Sumpf steckenden Wagens und mit vielen Anstrengungen gelang es mir doch wieder auf festen Grund zu gelangen. „Alle verfügbare Mannschaft samt Fahrkanonieren sofort mit allen vorhandenen Werkzeugen und Zugseilen an diese so schwere Arbeit antreten“, war mein sofortiger Befehl, denn hier gab es kein Überlegen, ansonsten Pferd und Wagen versunken wären. Bis zum Bauch im Sumpf und Morast nahm ein jeder all seine Kraft zusammen und auf Kommando „Ergreift fort“ hoben wir den Wagen. Nach einer Viertelstunde hatten wir ihn bereits auf festem Grunde. Die Pferde führten die Fahrkanoniere doch heil heraus aus diesem Unheil und jetzt konnten wir gottlob sagen, Mann und Pferd gerettet zu wissen. Am ganzen Körper voll Kot, nass bis auf die Haut, schritten wir sofort an die Weiterfahrt. Bevor der erste Wagen anfuhr kam ein Kamerad zum glücklichen Einfall, dass noch eine Kochfackel sich bei Wagen 8 befindet. Richtig, brachte diese vor, und nun wurde zuerst die richtige Überfuhr von mir ausfindig gemacht. Unser drei Mann voraus, gaben wir jedes Hindernis nach rückwärts bekannt und so erreichten wir mit dem ersten Wagen das andere Ufer. Hernach holten wir noch die drei anderen Wagen. Jeder einzelne erreichte gut die Vorderwagen. Alle mitsammen konnten nun mit viel Mühe die ersten unbewohnten, bereits teilweise demolierten Holzhäuser erreichen. In diesen hielten wir Rast zur Fütterung. Der Entschluss in mir, nicht mehr weiter zu fahren, brachte allen Kameraden eine große Freude. Es wäre unmöglich gewesen noch weiter zu kommen. Mannschaft und Pferde konnten sich kaum mehr rühren. In einem Stadel quartierten wir sogleich alle Pferde ein um sie vor Schnee und Kälte zu schützen. Die Mannschaft nahm sofort Quartier in einem Hause ohne Fenster und Türen, um wenigstens unter Dach die kalte stürmische Nacht verbringen zu können. Doch bei den Wagen musste ein Wachposten aufgezoogen werden. Selbiger machte sich sofort auf offenem Wege ein Lagerfeuer und konnte sich so doch etwas schützen vor Kälte und Schnee. Mit einem Zeltblatt über Kopf und Schulter machte er alle fünf Minuten einen Rundgang um die vier Wagen. Alle halbe Stunde musste der Posten abgelöst werden, da er sich sonst nicht vor den Unbilden dieses abscheulichen Wetters halten hätte können. Zum Glück besaßen wir in unseren leeren Requisitenverschlägen unsere Reserveportionen an Konserven und Zwieback. Am Lagerfeuer erwärmten wir die Konserven und schmeckten diese ausnahmsweise allen sehr gut. So verging die Nacht doch leidlich, trotz Wachens. Bei Morgengrauen ließ ich die müden Pferde zum Staffell heim führen und holte mir eine neue Bespannung. Bei den Wagen blieb eine kleine Wache, wobei sich bei einer, im oberen Teil des Ortes stationierten Kompaniefahrküche vom IR 84 den Frühstückskaffee erbettelte, um endlich etwas Warmes in den Magen zu bekommen. Um elf Uhr langte ich mit der neuen Bespannung ein und jetzt ging es wieder

besser als am Vortage. Am Heimmarsch zum Staffel hatten die Pferde auch noch Schweres zu leisten über das stark steigende Hügelterrain. Bei Einbruch der Dämmerung erreichten wir den Staffel und die Wagen wurden am Parkplatz an ihren alten Standplatz wieder eingereiht. Der Schneesturm legte sich bereits um drei Uhr nachmittags und trat dafür eine Kältewelle ein. Im Unterstand erwartete uns bereits die warme Menage und Rumfassung. Ein jeder von uns war glücklich jetzt ausruhen zu können von diesen schweren Anstrengungen während der vergangenen Tage am Marsch.

21. November. Mittags, beim Einnehmen der Menage, kam von Herrn Oberleutnant Tilitschky der Befehl, dass ich zum Stallbau in die Protzenstellung einrücken muss, mit all meinen Tischlerwerkzeugen. Sofort rückte ich in die Protzenstellung ein, woselbst ich schon erwartet wurde von den Offizieren und Bespannungsfeuerwerker Haiderer. Die geplante Arbeit erklärte mir Oberleutnant Tilitschky nach seiner Idee und hernach ging es an die Arbeit. Aus einem großen Fenster von der Kirche mussten vier kleine Flügel angefertigt werden um sie hierauf in Unterstände einzusetzen.

Der bereits angelegte Stall im Aussenmaß von 44m Länge und 10m Breite wurde aus Rundstämmen von Föhren in Blockhausform aufgebaut. Die Ecken übereinander geplattet und auf eine drei Meter hohe Gleiche abgeschlossen. Hierauf begann die Abbindung vom Dachstuhl. Die Mauerbänke und Bundträme mussten vierkantig gehauen werden um sie besser verbinden zu können. Der Stuhl aufgesetzt und mit Sparren versehen. Bis dahin konnten wir uns noch ganz gut im Freien aufhalten. Aber in der nachfolgenden Zeit kam es anders. Es setzte bereits ziemliche Kälte ein. 18 Grad. Mit jedem Tag fiel die Temperatur um einige Grade niedriger. Zu unserem großen Leidwesen mussten wir auf die Bretter zum Eindecken noch drei Tage warten. Feuerwerker Stefan erhielt am 4. Tag den Befehl, nach Krywucho in die Säge mit drei Wagen zu fahren um die Bretter abzuholen. Spät abends, gegen elf Uhr, hieß es noch die Bretter abladen bei so grimmiger Kälte. Erst nach zwölf Uhr konnte ich ganz allein nach Hause stapfen. Wie ich im Unterstand eintraf, was sah ich? „Eine betrunkene Gesellschaft!“ Feuerwerker Stefan hatte ausser den Brettern noch einen großartigen Fang gemacht. Einem Juden nahm er eine Kiste mit Schnaps, Tee und Kerzen weg und führte diese zum Staffel nach Hause. Der Schnaps mit Tee hatte bereits bei allen seine Wirkung vollbracht. Bürgermeister Fehlinger war auch zugegen und konnte nicht mehr schauen voll Rausch. Musste noch zum Schluss mit der Zither heraus, dass es noch mehr fidel wurde. Erst gegen drei Uhr legte sich alles zur Ruhe.

26. November. Bei grimmiger Kälte schlug ich um sieben Uhr früh meinen gewöhnlichen Weg zur Protzenstellung ein. Herr Hauptmann und Oberleutnant waren bereits um acht Uhr früh beim Stallbau und gaben ihr Gutachten über allerlei technische Details am Bau ab. Wir brauchten diese aber nicht, da unser Zimmermann Karner Hansl ohnehin ein tüchtiger Bursche war, und alles was er machte, vollkommen entsprach.

Die Eindeckung mit den Brettern ging nicht so rasch als wir meinten. Die bissige Kälte ließ uns nicht länger als zwanzig Minuten am Dache, obwohl wir uns alte Fassungssäcke um die Füße wickelten. Im Unterstand meines Kameraden Tobitsch versammelte sich immer die Hälfte der Arbeitsmannschaft um den heissen Ofen um sich wieder etwas erwärmen zu können. Von Rechnungsunteroffizier Völkl erhielt die Arbeitsmannschaft ausser der normalen Menage und Fassung täglich einen halben Liter Rum, Zucker und Tee. Im Unterstand dampfte ununterbrochen der Teekessel. Jeder konnte nach Herzenslust trinken. Auch mit Kartenspiel und allerlei Witze erzählen vergingen allzu rasch die zwanzig Minuten bis es wieder hieß auf das Dach zu steigen. Die Nägel blieben einem an den Fingern hängen, so kalt war es, obwohl die Sonne schien. Eigentlich war es ein wunderschönes Bild, eine russische Winterlandschaft. Der Schnee lag zirka sechzig Zentimeter hoch, ganz pulverisiert, infolge der Kälte beim Fallen. Das ganze Schneefeld sah aus, als wäre es mit lauter Edelsteinen und Kristallen besät. Die mit starkem Reim und Schnee bedeckten Bäume an den Waldrändern muteten einem an, als könnte man im tiefsten Frieden eine Wanderung durch die bekannten Gefilde der Heimat genießen. Auch die Ruhe an der Front trug noch das Nötige dazu bei. Kein Schuss, weder von uns, noch von Drüben, fiel während der ganzen Zeit des Stallbaues. Jede Truppe hatte fleissig zu tun seine Winterstellung dem hiesigen Klima anpassend auszubauen, um im warmen Unterstand den kalten, sehr schneereichen Winter überwinden zu können. Trotzdem gab es sehr viele Marode und mussten auch so manche ins Spital abgehen, gewöhnlich Rheumatismus und Erkältungen. Einige Kameraden konnten sich von den Beschwerden des Rheumas nicht mehr halten. Wäre auch gar kein Wunder gewesen in den feuchten Erdlöchern, welche wir als erste Wohnungen bauten. Die Erfahrung brachte es mit sich, dass die weiteren schon ganz anders angelegt wurden und auch innen mit Holzwänden versehen wurden, um die siechige Erdfeuchte vom Lager abzuhalten.

Als die Eindeckung des Stalles mit Brettern, Teerpappe und darauf Mist und Erde geschehen war, schritt ich an den inneren Ausbau. Gottlob, dass die Aussenarbeit ihr Ende fand. Gerade in der ärgsten Kälte, 32 Grad unter Null, musste die Eindeckung vor sich gehen, um den Pferden ein Dach über dem Kopf zu schaffen.

Die Doppeleingangstüren erhielten noch eine Überdachung, da sonst bei Regenwetter Wasser in den Stallgang eindringen würde. Die Türen bekamen noch zur Haltung der Wärme innen eine dichte Strohauflage, welche unsere Bauernsöhne gut verstanden zu machen. An die Standsäulen mussten noch feststehende und fliegende Streubäume angebracht werden um das Verletzen beim Schlagen der Pferde einigermaßen zu verhindern.

10. Dezember. Endlich, nach beinahe drei Wochen, ging diese Arbeit zu Ende und konnte ich wieder meinen Dienst am Telefon antreten, was mir schon sehr erwünscht erschien. Ein kleines Andenken an vorerwähnte Arbeit blieb mir. Meine Füße erfror ich mir ein wenig. Abends beim Schlafengehen verspürte ich eine Hitze an den

Füßen, als stünde ich auf einer Herdplatte. Trotz meiner vielen Woll Sachen drang diese enorme Kälte durch und hatte ich bis Weihnachten zu tun um die Schmerzen wieder los zu werden.

11. Dezember. Feuerwerker Stefan verhandelte abends mit Bürgermeister betreffs Stroh, Henderl und Schweinefleisch in schon lustiger Stimmung. Die Rumflasche stand wie gewöhnlich am Tische. Von Oberfeuerwerker Schmiedl wurde sie nur „Tschin“ genannt. Zur Hebung der Stimmung erhielt ich den Auftrag meine Zither anzustimmen. Jetzt kam erst recht ein Hallo. Mir wurde sofort ein feines Nacht Mahl mit Schweinsschnitzerl zubereitet und trinken, rauchen, Schokolade, alles mögliche bot man mir an um ja nicht mit dem Spiel aufzuhören. Mein Kamerad Musek sollte auf Befehl des Obers mit ihm tanzen. Doch dieser verweigerte ihm den Befehl mit der Begründung, er müsse um zwölf Uhr den Dienst antreten und er lässt sich zu solch Narretei nicht herbei. Entfernte sich und ließ sich bis Dienstantritt nicht mehr blicken. Ich durfte nicht aufhören vom Spiel bis ich mich um zwölf Uhr zur Ruhe begeben wollte. Auch jetzt noch nicht. Feuerwerker Stefan ließ mich nicht aufhören und so musste ich wieder beginnen. Die Duselei dauerte bis zwei Uhr früh. Der Bürgermeister konnte kaum mehr stehen vor Schwips und bat mich, ich soll ihn nach Hause begleiten. Mein Wille war es jedoch nicht, denn der Schlaf packte mich gewaltig an. Doch alle meinten, so kann man den armen Mann nicht allein nach Hause gehen lassen, bei einer Kälte von 15 Grad. Nun, so erklärte ich mich bereit, ihm eine Stütze am Heimweg über die schneebedeckten Felder sein zu wollen. Auch die Zither musste mit, anders tat ers nicht. Arm in Arm ging es heimwärts bei mondvoller Nacht, über den Hügel hinauf und ein mit niedrigen Stauden bewachsener Weg führte uns zum Ziel. Der Bürgermeister wohnte bei seiner Tochter namens Wanda, deren Mann bei den Russen gegen uns Deutsche kämpfen musste.

Ganz überrascht über meinen Besuch, freute sie sich sehr, einmal eine Musik auf einem ihr unbekanntem Instrument hören zu können. Während ich meine Saiten nachstimmte empfahl sie sich in die Küche und bereitete mir sofort Weißkaffee. Ich stimmte einige bekannte Wiener Volkslieder an und nun kam sie ins Zimmer herein mit Kaffee und weissem Milchbrot, welches ich mir sofort gut munden ließ. Ihre gut gesprochene deutsche Muttersprache freute mich ungemein, denn von Zivilisten konnte man hier sehr wenige deutsche Worte hören. Die Unterhaltung mit ihr währte bis vier Uhr früh. Ihr Vater legte sich gleich nach der Ankunft zur Ruhe, denn ihn hatte der Rausch schon ganz geistesabwesend gemacht. Heimgehen wollte ich noch nicht, so legte ich mich bis sechs Uhr in das Bett von der Tochter. Wie wohl mir ein Federnbett tat, kann man gar nicht schildern. Doch von Schlaf keine Rede. Mit allerlei Erzählen vergingen die zwei Stunden all zu rasch. Gerne wollte ich noch verweilen, doch meine freie Zeit ging zu Ende. Nach durchwachter Nacht verabschiedete ich mich von ihr und versprach bald wieder zu kommen. Noch bei Mondlicht konnte ich meinen Unterstand erreichen. Alles noch in tiefem Schlummer bis auf den Telefonisten Riess Pepi, welcher bereits Kaffee für mich bereitete.

12. Dezember. Für diesen Tag kam mein Dienst wieder und hatte dieses Mal viel zu tun mit Phonogrammen da vom Regimentsstab allerlei Verschiebungen in den zwei Batterien vorgesehen waren. Für abends musste wieder Bespannung von sechs Paar Pferden für die Pioniere nach Alexandrovka stellig gemacht werden. Da kein freier Vormeister zu diesem Transport zu finden war, musste ich einspringen, was mir sehr unangenehm war, da ich doch die ganze vorhergehende Nacht durchgemacht hatte.

Um fünf Uhr abends stellte ich mir die Pferde zum Abmarsch bereit. Ein Unteroffiziersreitpferd sattelte ich auf und nun gings ab bei stockdunkler Nacht. Auf gut ausgeführter Schneebahn durch den Eichenwald hinauf auf eine Anhöhe, von wo man bei Tag das ganze feindliche Terrain vor Dubno mit freiem Auge beobachten konnte. Aus diesem Grunde musste jeder Transport in den eigenen Infanteriegraben nur bei Nacht geschehen, um ja nicht vom Feinde erspäht werden zu können. Bei den Pionieren wohlbehalten eingetroffen meldete ich meinen Transport und erhielt die Weisung, von den zubehauenen Baumstämmen hat meine Abteilung fünfzehn Stück in die Stützpunktstellung der 10er Jäger abzuschleppen. Es wurde mir ein Pionierkorporal als Führer beige stellt, welcher mich gleich im Vorhinein auf diese schwierige Aufgabe aufmerksam machte. In Gottes Namen setzte sich der Zug auf schon stark ausgefahrenen Wegen dem Sumpfe entlang hinunter in die Ikwa - Stellung in Bewegung. Ohne Licht mussten stückweise die Baumstämme vorgeschleppt werden, da die Wegverhältnisse sehr schlecht waren. Teilweise sogar zu vier- und sechsspännig, sonst wäre es unmöglich gewesen überhaupt auf diesem Terrain vorwärts zu kommen. Es ging schon auf zehn Uhr zu, und erst auf halbem Weg. Wir suchten immer im Voraus auf besseres Gelände zu kommen, doch umsonst. Je näher die Stellung kam, desto sumpfiger der Weg, da schon das Ufer der Ikwa sich vor uns ausbreitete. Die Ufer beinahe aller hier fließenden Gewässer waren Sumpfbgebiet. Die Pferde konnten schon nicht mehr vorwärts mit den 10 – 14 Meter langen Stämmen und jeder Fahrkanonier konnte nur mit Liebe und gutem Zureden noch etwas von seinen Pferden erreichen. So gelangte der erste Sechsspänner endlich um elf Uhr in die Stellung, nachdem er knapp vor dem Graben beinahe noch versank. Die Pferde fielen bis zum Bauch immer tiefer hinein, als wir von dem richtigen Weg etwas nach rechts abkamen. Der Pionierkorporal wusste sich aber gleich zu helfen und erfasste die Vorauspferde beim Zügel und führte sie mit vielen Mühen und Selbstaufopferung auf die rechte Einfahrt zum Arbeitsplatze. Hernach holte ich die anschließende Kolonne und zeigte ihnen die richtige Fährte bis zum Ziel. Die schon lange auf uns wartenden Pioniere gingen sofort an die Weiterbeförderung, setzten die Bäume auf die vorbereiteten Fuchslöcher, wie die Unterstände im Graben genannt wurden, und für uns galt es jetzt den Heimweg antreten. Auf dem selben Weg wieder zurück nach Alexandrovka, wo eine kleine Rast eingeschaltet werden musste, um die ermüdeten Pferde ein wenig ruhen zu lassen. Bei der Lagerwache der 10er Jäger, welche hier eine Reserve besaßen, erbaten wir uns einen Tee mit Rum sowie auch Rauchware, da unser mitgenommener Vorrat zur Neige ging. Im Wach-

zimmer traf ich lauter Waldviertler Landsleute, wo es uns sehr anheimelnd vorkam. Erst um zwei Uhr früh brachen wir auf um nach Hause zu reiten, wo wir gegen ¼4 Uhr eintrafen mit sehr großer Ermüdung bei Mann und Ross. Der Stallwart erzählte uns, dass Feuerwerker Stefan schon um elf Uhr nachsehen kam, ob wir schon zurück seien, da konnte er aber lange warten. Er hatte bis jetzt noch nie einen solchen Transport miterlebt, da er sich schon von Anfang an nur um angenehme Beschäftigungen bewarb. Nachdem alles ordnungsgemäß ihren Abschluss fand, konnte ich um vier Uhr erst an eine wohlverdiente Ruhe denken. blieb bis zehn Uhr vormittag ruhig liegen. Obwohl Oberfeuerwerker schon um sechs Uhr kam mich aufzuwecken, doch konnte er mich absolut nicht bewegen mich vom Lager zu erheben, sondern berichtete ihm ganz kurz all die Beschwerden dieses Transportes. Kein Wort einer Widerrede von ihm und so legte ich mich wieder ruhig hinüber. Um zwölf Uhr übernahm ich wieder meinen Dienst am Telefon. Freund Musek Turl kam als Aufklärertelefonist zu unserem nun errichteten Aufklärer II. Selbiger musste sich vorläufig beim Unterstand der Kanonenbatterie 3/6 einrichten, bis für die drei Mann, Fähnrich Kokoschinek, Krauer Ferdl und Husek, der Unterstand gebaut wurde. Selbigen verfertigte die freie Mannschaft vom Geschütz.

Abends lud mich unsere Professionistengilde zum Kartenspiel ein. Beschlagmeister Korporal Preindl, Gmiede Horki, Steppan der Batterieschlosser als Helfer des Artilleriemeisters Kulhanek und noch vier Mann, Schuster, Schneider, Wagner.

Horki, ein famoser Koch, verschaffte immer allerlei Leckerbissen, wie Schweinernes, Ganserl, Henderl mitunter musste auch ein Hunderl von den Koloniebewohnern Adamovkas sein Leben büßen. Wie er all diese Sachen auftrieb blieb uns immer ein Rätsel. Doch uns blieb es gleich, Hauptsache war, gut speisen zu können. Und so begann er auch diesen Abend ein feines Gulasch zu bereiten. Beim Tische saßen all die Kartenpartien beisammen, wie Schnapsen, Preferanzen, Tarock und 21erln.

Als es schon gegen zehn Uhr ging servierte er seine viel gepriesene Delikatesse in allen vorhandenen Menageschalen samt Besteck und wünschte allen einen guten Appetit. Jeder ließ es sich gut schmecken und sprach ihm sein bestes Lob für seine ausgezeichnete Kunst aus. Den Geschmack traf er vorzüglich. Als Getränk kam Tee und so verging eine Stunde um die andere. Keiner hatte eine Ahnung, dass es beim Spiel und Trinken zwei Uhr früh war. Jetzt hieß es doch einmal Schluss machen. Beim Abschied begann Horki an zu bellen und keiner konnte bezüglich dieses Bellens eine Ursache finden. Niemandem fiel es ein, dass dies vielleicht auf Hundefleisch zurückzuführen wäre. Ich ging zu ihm hin und bedankte mich nochmals für die gereichte Gabe und er fragte mich: „Na Hans, hat's geschmeckt?“ „Ja, großartig, kannst bald wieder auftischen, bin immer zu haben für solch' ein Gericht“. Horki lachte sich in die Faust und meinte: „Freunderl, heut hast einmal ein feines Hundsgulasch gekriegt, brauchst dich jetzt aber nicht grausen, vielleicht gar, dass du's mir wieder gibst. Behalt dir's nur, es ist gar nicht so schlecht, gelt ja?“

Trotz Bewusstseins vom Hundegulasch trug ich mich gleich für die nächste Portion an und bemerkte: „Horki, wenn du's immer so zubereitest, dann kann sogar der Hauptmann ein Schenkerl davon essen, gelt ja?“ Mit diesem Hallo fand dieser gemütliche Abend sein Ende.

14. Dezember. An diesem Abend erfolgte eine sehr tragische Auseinandersetzung zwischen meinem Freunde Lehnsteiner Franz aus Weißenkirchen (Wachau) und Oberfeuerwerker Schmiedl. Ersterer war schon ein Monat hindurch als Fassungsformeister jeden Tag um die Lebensmittel für die Küche und Futter für die Pferde nach Kriwucho gefahren und musste von der Tagcharge für die Fassungsmannschaft die Menage und der Kaffee aufgehoben werden. Als Lehnsteiner spät abends um neun Uhr mit der Mannschaft zum Staffell heimkehrte, wollte er sich die Menage von unserem Unterstand holen, da selbige täglich bei uns aufbewahrt wurde. Zu seinem großen Erstaunen fand er jedoch keine für ihn bereit, da die Tagcharge gerade bei der Menageverteilung abwesend war.

Über dies Versäumnis erregt wandte er sich an Oberfeuerwerker Schmiedl um Ausfolgung von Konserven, damit er sich seinen großen Hunger stillen kann. Oberfeuerwerker jedoch weigerte sich dies zu tun. Lehnsteiner aber ließ sich diese kurze Abfertigung nicht bieten, sondern geriet in energische Äusserung gegenüber dem Oberfeuerwerker.

Beide kannten sich von der aktiven Dienstzeit aus den Jahren 1909 – 1912 sehr gut. Der Oberfeuerwerker hatte schon damals allerlei Anstände und brachte es erst im 7. Dienstjahre zum Feuerwerker als längerdienender Unteroffizier. Lehnsteiner jedoch war damals Putz bei Oberstleutnant Müller und ging es ihm sehr gut, war auch beliebt bei ihm.

Aus erwähntem Grunde konnte Lehnsteiner ganz anders gegen den Oberfeuerwerker vorgehen, als unsereins. Nun, die Aufregung spitzte sich immer mehr zu bis es zu Tätlichkeiten kommen sollte. Nachdem sich Lehnsteiner sein Recht nicht nehmen ließ, erhob der Oberfeuerwerker seinen Stock (sein ständiger Begleiter), wollte ihn auf Lehnsteiners Rücken niedersausen lassen, doch erfasste Lehnsteiner diesen, zerbrach ihn auf drei Trümmer und verließ eilends unseren Unterstand. Der Oberfeuerwerker ihm sofort mit entschertem Revolver nach, hinaus vor Lehnsteiners Unterstand, forderte ihn heraus, doch kam er nicht und versperrte die Tür von innen. Auf das hin wollte der Oberfeuerwerker die Tür eindrücken, doch wurde er von mir und Feuerwerker Stefan zurückgerissen um doch nicht unnützlich ein Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Es hätte nicht viel gefehlt, dass es gekracht hätte. Lehnsteiner ergriff nämlich auch seinen Revolver und stellte sich dem Oberfeuerwerker gegenüber. Ein wütender Wortwechsel wollte vom Neuen beide aufeinander losgehen lassen. Auf gutes Zureden von uns trenn-

ten wir sie doch. Den Oberfeuerwerker schleppten wir in den Unterstand, setzten ihn zum Tisch, wo sein „Tschin“ ihm gegenüberstand. Gleich einen kräftigen Zug daraus und der Sturm legte sich allmählich.

Lehnsteiner aber führte etwas anderes aus. Er ging sofort nach diesem Vorfall, ohne dass jemand eine Ahnung hatte, hinüber zum Regimentsstand, zu Oberstleutnant Müller in die Offiziersmesse, erwartete den günstigen Augenblick, wie der Regimentskommandant eben seinen Schlafraum aufsuchte und erzählte ihm den ganzen Vorfall mit dem Oberfeuerwerker. Dieser ganz empört über das Benehmen seitens des Oberfeuerwerkers, sprach mit Lehnsteiner noch über alle Missstände beim Staffel und entließ Lehnsteiner mit dem Bemerkten: „Morgen fährt ein anderer Unteroffizier fassen anstatt Deiner und morgen sehen wir uns beim Batterierapport.“ Mit diesem Wissen kehrte er gegen fünf Uhr morgens heim in seinen Unterstand. Von all diesem wusste niemand.

15. Dezember. Um acht Uhr morgens erschien ganz unverhofft Oberstleutnant in der Batteriekanzlei und inspierte alles. Oberfeuerwerker, Lehnsteiner, Feuerwerker Stefan auf Bestimmung zum Regimentsrapport. Als die telefonische Nachricht von der Kanzlei von mir aufgenommen wurde und ich sie an den Oberfeuerwerker weitergab, verfärbte er sich sofort und konnte kein Wort sprechen. An Lehnsteiner brachte die Tagcharge den Befehl und Lehnsteiner verstellte sich, als hätte er gar keine Ahnung von all dem. Sofort machte er sich zu Fuß auf den Weg hinunter. Der Oberfeuerwerker und Stefan ließen ihre Pferde satteln und nahmen denselben Weg zu Pferd. Beim Rapport ließ sich der Oberstleutnant vorerst nichts merken, dass er von dem Vorfall in Kenntnis war, sondern erkundigte sich über allerlei bei der Batterie, Staffel und über den Gesundheitszustand der Pferde. Erst allmählich schnitt er den Fall mit Lehnsteiner an. Der Oberfeuerwerker wollte sich nach seiner Art rechtfertigen, doch bekam er eine ordentliche Strafpredigt, wie er sie vielleicht noch nie in seiner Militärzeit erlebte. Lehnsteiner konnte abtreten und wurde weiterhin als Fassungsunteroffizier verwendet. Der Oberfeuerwerker und Stefan kamen ganz zerdrückt zum Staffel und von nun an gab es für immer Ruhe, bis auf ein einziges Mal vor seinem Abgehen, was am 2. Tag hernach geschah.

Nachmittag, drei Uhr, fuhr ein Schlitten mit dem dienstführenden Feuerwerker Drechsler und Rechnungsunteroffizier Völkl zu uns und stellte eine Patrouille von neun Mann in voller Gewehrausrüstung mit je vierzig Stück scharfe Patronen zur Auskundschaftung von Spionen zusammen. Währenddem brachte bereits eine andere Infanteriepatrouille einen alten Mann namens Kunzowitsch, welcher beim Staffel vorläufig sofort in Haft behalten wurde und mit der Patrouille mitfahren musste. Dieser Fall interessierte mich sehr und so meldete ich mich freiwillig als Patrouillenkommandant. Zwei Schlitten zur Aufnahme der Patrouillenmannschaft fuhren bereits vom Stall herauf und nun, bergauf, bergab, bei bissiger Kälte, hieß es in der Dämmerung den schweren Dienst antreten. Zum Glück kam bald der Mond in fahlem Silberschein. Wer hätte einmal im Frieden gedacht im fernen Rußland eine Schlittenpartie mitzumachen? Ganz fröhliche Stimmung herrschte, da auch der nötige Alkohol Rum nicht fehlte, um uns doch von innen aus zu erwärmen. Als Führer stellte sich freiwillig Bürgermeister Fehlinger zur Verfügung und erzählte unter Anderem, dass der Sohn von dem verhafteten Kunzowitsch, ein Bursch von zwanzig Jahren, schon fünf Tage abging und niemand Bescheid wusste von seinem Fernbleiben, welches auch ihm schon verdächtig erschien. Von einer Anhöhe herab konnte von uns eine dunkle Gestalt beobachtet werden, wie er eben eilenden Schrittes über eine Mulde in den Weg einbog, auf dem wir kamen. Sofort „Halt Kommando“, welches ihn stutzig machte und er entfliehen wollte, doch als von uns ein Schreckschuss abgegeben wurde, begnügte er sich doch stehen zu bleiben. Jetzt konnte festgestellt werden, dass es ein Zivilist ist. Der Bürgermeister sprach ihn auf russisch an und erkannte in ihm den gesuchten Burschen. Von der Patrouille wurde er sofort von oben bis unten untersucht, doch war nichts Verdächtiges zu finden. Auch konnte ihm nichts nachgewiesen werden. Er gab an, dass er seinen Schwager die letzten fünf Tage bei der Druscharbeit half, womit er sein Fernbleiben von daheim begründete. Uns aber galt dies nicht für richtig, denn sein aufgeregtes Gemüt ließ uns nicht ruhen und so nahmen wir ihn auf meinen Schlitten unter strenger Bewachung mit. Seinen Schwager zogen wir hierauf auch in Verdacht und musste die Fahrt dorthin fortgesetzt werden. Nach einstündigem Herumkutschieren gelangten wir zu dem gesuchten Gehöft. Es war bereits sieben Uhr abends als wir die Stube betraten. Die Patrouille umstellte mit schussbereitem Gewehr das ganze Haus und wir drei ließen uns sofort den Besitzer herauskommen. Die Feuerwerker und Bürgermeister nahmen eine gründliche Hausdurchsuchung vor, während der Mann von mir und weiteren zwei Männern mit gezogenem Revolver und schussbereiter Waffe in Schach gehalten wurde.

Im ganzen Hause konnte nichts von Spionageartikeln gefunden werden, bis im Keller in einem großen Koffer russische Munition zum Vorschein gelangte. Über die Herkunft derselben befragt gab er zur Antwort, dass die Russen beim Rückzug sie in seinem Hause liegen ließen und er sie deshalb in den Keller hinuntergab, um damit niemanden eine Gefahr zu bereiten. Der Koffer musste gleich von vier Mann heraufgeholt und auf den Schlitten aufgeladen werden; ein Schlitten führte selbigen zum Staffel. Der Mann musste auch mit. Dem Burschen wurde der Befehl gegeben uns den Weg zu zeigen, wo er sich ausser der Zeit, wo er beim Schwager war, aufhielt. Ein geriebener Bursche war er schon und uns fiel immer mehr auf, warum er sich soweit an die eigene Schwarmlinie heranmachte. Nach zweistündigem Herumfahren kamen wir direkt in unsere eigene Feldwache und mussten Halt machen, da uns der Posten sofort anhielt. Nach Losung und Feldruf konnten wir passieren, aber wieder zurück, ansonsten uns die feindliche Feldwache sofort beschossen hätte. War hier eine offene Stelle von unserer Front, wo der Bursche ungestört zu den Russen hinüber kommen konnte? Uns blieb dies immer ein ungelöstes Rätsel. Aufsteigende Leuchtraketen ließen die feindliche Grabenlinie sichtbar werden, in der allerlei Bewegungen vor sich gingen. Zu beiden Seiten, links und rechts, hörten wir Infanteriefeuer, teilweise trat auch Maschinengewehr

und Artillerie vereinzelt in Aktion. Doch keine nennenswerten Bewegungen. Die Feldwachen beschossen sich in diesem Abschnitt, in dem unsere braven Kopaljäger in Stellung lagen, sehr häufig. Ganz ruhig verließen wir die gefährvolle Zone in lautlosem Schritt auf demselben Wege wieder zurück hinter die eigene Linie, wo wir uns etwas sicherer fühlen konnten. Etwa eine halbe Stunde vom eigenen Graben entfernt führte uns der Bursche zu einem Gehöft, in dem einige Hunde ihre Stimmen vernehmen ließen. Dies kreischende Gebell konnten wir nicht brauchen und einige Mann sprangen gleich vom Schlitten, versetzten mit dem Faschinmesser den Hunden einige Hiebe, wobei die Ketten rissen und die Hunde das Weite suchten.

Im Hause selbst wohnte eine Mutter mit ihren beiden kleinen Kindern. Über unser Pochen an der Eingangstür in so später Nachtstunde sehr erstaunt, öffnete sie im Nachthemd und fragte uns in reiner deutscher Ansprache um unser Begehren. „Wir suchen hier in dieser Gegend einen gefährlichen Spion und fragen an, ob sie nicht verdächtige Personen in dieser Gegend herumtreiben sah.“ Auch ihre Schwester und einen älteren Mann holten wir vom Nachbarhause, welche uns das Elternhaus eines verdächtigen Spions zeigen sollten. Doch leider wussten auch sie nichts davon. Hier bei diesen rein deutschen Leuten fand sich gar kein Anstoß auf Verdacht. Im Gegenteil, waren sehr brave ehrsame Bauersleute und froh wieder mit deutschen Brüdern beisammen sein zu können. Kochten uns Tee am Küchenherd um uns ein wenig aufzuwärmen, da das Herumziehen uns schon ganz schläfrig und müde machte. Bereits halb zwölf Uhr nachts und noch nichts Bestimmtes erreicht, setzten wir unsere Fahrt nach Krywucho fort, wo wir um dreiviertel ein Uhr früh nach langem Hin- und Herirren endlich unsere Häftlinge abgeben konnten zum weiteren Abschub zurück zum Feldgericht. Bei der Brigade übernahm eine Wacheabteilung unsere zwei Verdächtigen und über unsere Auskundschaftungen berichteten beide Feuerwerker einem dort diensthabenden Oberleutnant. Hernach ging es im Trab wieder nach Hause über Berg und Tal, bei teilweise etwas leichterer Temperatur, wieder über einige Sumpfgelände, welche hier bereits in jeder Mulde zu finden waren. Um drei Uhr früh betraten wir unseren Unterstand und beide Feuerwerker ließen sich schon bei der Wegkreuzung in die Kanzlei fahren. Ohne nennenswerten Erfolg erzielt zu haben, nahm diese aufregende Jagd nach dem gesuchten Spion ihr Ende.

16. Dezember. Die russische Munition in dem Koffer musste gleich nach Krywucho zur Brigade überstellt werden, welche Lehnsteiner mit den Fassungschlitten mitnahm.

Ich konnte mich am heutigen Tag dienstfrei machen, wir erhielten von niemandem von der Patrouillenmannschaft irgend einen Befehl. Mit Wäschereinigen verging der Tag ganz ruhig und legte ich mich zeitlich zur Ruhe.

17. Dezember. Mit Holz holen für den Küchenbrand verging der ganze Tag. Die Mannschaft konnte heute von normaler Beschäftigung ruhen. Jeder trachtete viel Brennmaterial zu sammeln und es sogleich zu zerkleinern, damit das grüne Holz am Ofen trocknen konnte. Von nun an war es mit den, von demolierten Holzhäusern und Schupfen herrührenden Brettern, Balken und Pfosten vorüber, alles bereits in den Öfen all unserer Unterstände zu Asche verwandelt. Bisher ging es sehr leicht, es rasch im Unterstand warm zu haben, brauchten wir doch nur trockenes Holz. Jetzt aber musste jedes Stück vorerst am Ofen in aufgeschichteten Pyramiden getrocknet werden, bevor es zum Brennen verwendbar war.

Abends besuchte uns wieder der Bürgermeister. Wie gewöhnlich ließ er sich so manches Stamperl gut schmecken. Auch Futtergemeister Fahrormeister Forst kam herein zu uns (ein Tscheche). Unser Koch Gruber bereitete eben Schnitzel zum Nachtmahl. Der Oberfeuerwerker war heute wieder aussergewöhnlich guter Laune, hatte allen Bewohnern und Gästen mit Rum aufgewartet, dessen Wirkung nicht all zu lange auf sich warten ließ. Jedem glänzten bereits die Augen und das Mundwerk aller funktionierte vorzüglich. Wie immer, so auch heute, artete das viele Genießen von Rum in unliebsame Aufregungen aus. Zwischen Gruber und Forst kam es bald zu einem Wortwechsel und schon begann die Schlägerei. Forst, noch etwas nüchterner, ergriff Gruber beim Genick und warf ihn gleich zu Boden. Gruber wollte eben die Schnitzel in der Pfanne wenden, als er von Forst am Rücken erfasst wurde und schon flogen die Schnitzel in der Luft. Der Oberfeuerwerker kam sofort zur Stelle und bekam noch von der fallenden heißen Pfanne einen Hieb auf den Arm. Das heiße Schmalz zog ihm einige Brandblasen am Daumen und Handrücken auf. Gruber begann über diesen rohen Vorfall sehr zu schimpfen, als er so am Boden lag. Ganz fürchterlich schrie er, als sei ihm weiß Gott wieviel geschehen. Der Oberfeuerwerker ergriff in der Aufregung die am Tische stehende Rumflasche und wollte sie Gruber auf den Kopf werfen. Doch Gruber sprang auf und versetzte dem Oberfeuerwerker von rückwärts ein paar Schläge ins Genick, dass dieser nur so taumelte im Rausch. In diese Schlägerei mengte Forst sich nochmals ein, wo es jetzt vom frischen losging. Nachdem jeder genug hatte, musste Forst den Unterstand verlassen um dem Treiben endlich ein Ende zu machen.

Der Oberfeuerwerker schritt, ganz bleich wie eine Mauer, zu mir zum Tisch und konnte kein Wort reden. Nach längerem Nachgrübeln fiel ihm auf einmal ein, er habe doch vor kurzem Hiebe ins Genick erhalten? Von Gruber? Doch dieser entschuldigte sich mit: „War der sicheren Meinung Forst getroffen zu haben“. Der Oberfeuerwerker meinte: „Es sei dies sein Glück, ansonsten er die Pistole gezogen und ihn unbarmherzig niedergeknallt“. Forst hielt es draussen nicht länger mehr aus und kam wieder bei der Tür herein. Meldete, er muss morgen zur Marodervisite gehen, ihm tue alles weh von dieser Schlägerei. Der Oberfeuerwerker jedoch ließ ihm dies nicht zu, worauf er wieder hinausging.

Beim Fenster beobachtete Beschlagmeister Preindl die ganze Begebenheit, schlich sich zur Tür, wie eben Forst hinauskam und gab ihm einige kräftige Ohrfeigen, dass er auf einen Baum fiel und sich beim Auge verletzte. In seinem Rausch wusste er nicht von wem er sie erhielt, sondern war der Meinung, beim Raufen die Wunde be-

kommen zu haben. Gruber eilte hinaus und nahm sofort Verbandzeug mit um ihn zu verbinden. Hernach kamen beide herein und Gruber schickte sich an ihm den Verband noch besser anzulegen, unterdessen strich er ihm im Gesicht mit Russ an und nun hatte die ganze Gesellschaft vom Neuen ein Theater. Zum Schluss wurden beide zur Versöhnung aufgefordert, wobei sich beide küssen mussten. Gegen zwei Uhr früh ging diese Begebenheit zu Ende und der Bürgermeister torkelte mit seinem gewöhnlichen Schwips nach Hause.

18. Dezember. Vom Batteriekommando kam um neun Uhr der Befehl, „Feuerwerker Mahovsky ist von heute an Staffelformant, mit Korporal Hasl ihm als Besspannungsunteroffizier beigegeben. Oberfeuerwerker Schmiedl, Feuerwerker Stefan und Futteragemeister Forst haben in die Batteriekanzlei einzurücken“. Über diese unerwartete Botschaft geriet der Oberfeuerwerker ausser Rand und Band. Dies hätte er sich nicht im Schlafe träumen lassen. Ganz zerdrückt eilte er in den Stall hinunter und gab den Fahrkanonieren noch die nötigen Anordnungen zur Übergabe. Alle Mannschaft war im Herzen froh endlich diesen närrischen Menschen als Vorgesetzten los zu werden. Ihm gegenüber natürlich ließ sich niemand etwas scheinen um ihn nicht zu kränken.

Nachmittags trafen Mahovsky und Hasl beim Staffel ein und übergaben denselben in aller Stille. Die Mannschaft trat hierauf zum Befehl an und der Oberfeuerwerker beurlaubte sich schweren Herzens von seinen guten Freunden, speziell von uns allen, die bei ihm in seinem Unterstand hausten. Bei Einbruch der Dämmerung zogen sie hinaus, als gingen sie fort von uns auf nimmer wiedersehen.

Abends fühlte ein jeder bereits diese Änderung. Mahovsky ließ sich die Chargen kommen und er teilte ihnen mit, dass er jetzt als Ordnungsmacher zum Staffel kam, auf Befehl des Batteriekommandos. Einen jeden lege er ans Herz sich nicht mehr dem alten Schlendrian zu widmen, sondern von morgen an muss wieder unbedingte Ordnung herrschen, damit er ja keinen Anstand vorfindet, ansonsten er genötigt wäre, schärfere Maßnahmen zu ergreifen. Eine ganz neue Einteilung kam in die Staffelmansschaft, nur wir Telefonisten blieben im Dienste gleich. Riess, Musek und ich konnten uns nur freuen, denn wir fanden in Mahovsky und Hasl gute Vorgesetzte. Uns gegenüber war alles in bester Ordnung. Unser Dienst am Telefon brachte es mit sich, dass sich niemand um uns kümmerte. Wir gaben eine selbständige Patrouille ab und konnten in der freien Zeit uns ganz frei fühlen. Nur hier und da gab es einen Leitungsriss, der von uns ehestens behoben wurde.

19. Dezember. Der Oberfeuerwerker, Stefan und der Koch Gruber gingen ins Spital ab, mit fingierter Krankheit, was auch möglich war, hatte man nur gute Freunde an berufener Stelle.

Unser Unterstand musste auf Anordnung von Mahovsky von allem Unrat gesäubert werden. Eine neue Pritsche verfertigte ich mit Hilfe einiger Holzarbeiter, sowie auch Monturstellen, damit jeder Mann peinlichste Ordnung halten konnte. Abends ist es jetzt ein Vergnügen im ruhigen Leben beisammen sitzen zu können. Jedem einzelnen tat es wohl wieder in geordneten Verhältnissen zu sein. Mein Zitherspiel erfreute uns jetzt noch viel mehr, da doch nur vernünftige Menschen hier versammelt waren und die urgemütlichen Wiener Lieder gediegen zum Vortrag gelangten. Ein Späteraufbleiben gab es nicht mehr. Um zehn Uhr herrschte bereits friedliche Ruhe, was uns ungemein wohl vorkam. Beim Telefondienst besorgte ich die Erledigung meiner Korrespondenz mit meinen Lieben daheim. Jetzt vor dem ersten Weihnachtsfest im Felde gedachte ich aller meiner vielen Verwandten, Bekannten und Freunden.

20. Dezember. In der Geschützstellung erbaute sich die Mannschaft ausser ihren Schlafunterstand noch eine Spielhalle. Selbige im Ausmaß von 12m Länge und 8m Breite, 3½m Höhe. Aus Föhrenrundstämmen, ganze Länge samt der braunen Rinde, vom Grunde aufgebaut bis zur Decke. Die Ecken geplattet aufeinandergelegt und aussen vorstehenden Köpfen gaben dem Bau einen sicheren Halt. Die Dachkonstruktion, ganz sachverständig gezimmert, ruhte in der Mitte auf zwei feststehenden, aus Föhrenrundholz verbundenen Säulen, was unbedingt notwendig erschien auf die Spannung von 8m Breite. Zwei Fenster, entnommen von der Kirche oben in Bolzagorcze spendeten die notwendige Tagesbelichtung, für abends eine große Hängelampe für Petroleum. Ein tüchtiger Maurer erbot sich im Verein mit einem Wiener Spenglergehilfen einen kunstgerechten Kamin anzufertigen und lösten beide in wahrhaft gediegener Arbeit ihre Aufgabe. Mit schön rotgebrannten Mauerziegeln setzte der Maurer das Fundament an und baute den Kamin auf zirka 1,60m Höhe. Hierauf ließ er ein wunderschönes in vielen Profilgliedern ausgeladenes Gesims vorspringen, auf dem hierauf das Kunstwerk des Spenglers ruhte. Das Blech vom Kirchendach diente ihm als Material, welches durch seine Technik in Treibarbeit zu einem baldachinartigen Aufbau verwandelt wurde. Als der ganze Kamin vollendet war, konnte sich niemand vorstellen, dass hier im Felde ein solch Kunstwerk entstehen konnte, da doch nur mit den einfachsten, teilweise selbstangefertigten Werkzeugen, gearbeitet werden musste.

Der aus halben Föhrenbaumstämmen angefertigte Fußboden bot die notwendige Wärme vom Boden her, da einem im Winter beim Sitzen doch in die Füße kalt wurde.

Als Einrichtungsgegenstände dienten aus schönen weißen Birkenstangen angefertigte Bänke, welche ringsherum an den Wänden und den zwei mittleren Säulen liefen. Weiters sechs Tische und achtzehn Sessel.

An den Wänden und Säulen hingen herrliche Schlingpflanzen und kleine Tannenbäumchen standen auf schön verzierten Konsolen. Diverse Landschaftsbilder, im Birkenrahmen gefaßt, dienten als Dekoration der Vergnügungshalle.

Jedem Eintretenden bot sich ein Anblick, wie im Wintergarten. Alle konnten sich nicht genug satt sehen an diesem geschmackvollen Heim.

Die Vorbereitungen zu dem schon nahen Weihnachtsfeste gaben noch viel Arbeit und auch noch verschiedene Proben in Gesang, Musik und Sach - Vorträgen mussten gehalten werden, wozu alle Sänger, Musiker und Vor-

tragende erscheinen mussten. Instrumente holten sie bei uns, da doch die meisten Kollegen Wiener waren. Zwei Violinen, eine Mandoline, eine Zither, eine Gittare und eine gramatische Ziehharmonika gaben ein ganz hübsches Sextett. Die Wiener Volkssänger Schrudorfer Rudi und Tschippa Heinz gaben bei Musikbegleitung ihr Bestes zum Vortrag.

Zu diesen Proben musste ich jetzt jeden Abend bei sehr gutem Wetter vom Staffel in die Geschützstellung gehen. Bei Einbruch der Dämmerung übergab ich meinen Dienst an einen Kollegen, nahm mir die Zither mit hinunter in die Probe. Um sechs Uhr abends traf ich gewöhnlich an meinem Ziel ein und jedes Mal gab es eine vorzügliche Unterhaltung. Wir kannten hier überhaupt keinen Krieg mehr, da schon auf beiden Seiten Feuertreffen waren. Nur hier und da verirrte sich ein Schrapnell in unsere Gegend, doch kein einziger Verlust.

Die Stunden verflogen bei den Proben immer all zu rasch. Niemand ahnte, dass es schon nach Mitternacht ging. Alle dienstfreie Mannschaft der Bedienung versammelte sich um 1/8 Uhr in der Halle in der bereits alle Musiker ihre Noten auf den Pulten liegen hatten. Für Unterhaltung für alle war vorgesorgt. Zehn verschiedene Wiener Tageszeitungen lagen zum Lesen auf, gute Bücher standen, von allen Kameraden zur Verfügung gestellt, bereit. Verschiedene Kartenpartien gesellten sich an den Tischen zum angenehmen solidem Spiel. Es gab Schnapsen, Preferenzen, Königrufen, Tarock und allerlei was die Wiener alles kannten. Auch an Getränken und Speisen fehlte es nicht. Die Mannschaft warf das ersparte Geld auf einen Fond zusammen und es konnte hierfür durch den Fassungsunteroffizier im Etappenraum verschiedene Lebensmittel angekauft werden. Feuerwerker Drechsler besorgte den Wirt, da er selbst Wirt vom Beruf war und es fühlte jeder: „Jetzt sitze ich in Wien bei einem Gläschen Wein, Tee, Kaffee oder gar bei Tisch und lasse mir alles gut schmecken.“ Die Musik brachte die nötige feuchtfröhliche Stimmung mit sich und niemand dachte ans Schlafengehen. Es wurde beinahe jeden Tag zwei Uhr früh. So gings jetzt alle Tage hindurch und der gute Wiener Humor ließ uns die Weihnachtsstimmung im Felde vor dem Feinde recht angenehm verbringen.

24. Dezember. Heiliger Abend. Von der Staffelmannschaft gingen uns fünf Mann hinunter in die Geschützstellung zur vorbereiteten Christfeier. Alle Offiziere und die dienstfreie Mannschaft trafen zur anberaumten Stunde ein. In der festlich geschmückten Halle erhob sich ein mit vielem Schmuck und brennenden Kerzenlustern behangener Christbaum auf einem neu errichtetem Podium und harrte der kommenden Feier. Die Musik setzte ein und das weihevollere Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ sangen im dreistimmigen Chor die zur Feier versammelten Offiziere und Mannschaft mit inniger Andacht, als stünde jeder daheim im Kreise seiner Lieben am Weihnachtsabend bei der Christbescherung. Hier im Felde umso mehr in Gedanken an unsere schönen Kinderjahre versunken rührte uns alle diese so feierliche Stimmung, da wir doch unsere ersten Weihnachten im Felde verbrachten, weit ab von unserem lieben Heimatland und Vaterhaus.

Herr Hauptmann hielt eine sehr ergreifende Ansprache an alle und er selbst zu Tränen gerührt schritt an die Verteilung aller Liebesgaben wie Schokolade, Zigaretten, Wäsche, Weißgebäck und allerlei Bedarfsartikel im Felde. Vom Hinterland kamen vor den Feiertagen fünf große Kisten mit den Liebesgaben der Heimat zur Batterie. Niemand konnte übersehen werden bei der Verteilung; alle erhielten zur Genüge. Dieser ersten Feier schloss sich hierauf der gemütliche Teil an. Die Musik und Gesangsvorträge erheiterten alle sehr und auch die Offiziere blieben bis vier Uhr früh im Kreise ihrer verdienten Mannschaft, was uns eine große Genugtuung gab, von oben geachtet zu sein. Da kannte man keinen Unterschied, alles war wie Bruder und Kamerad. Die Volkssänger Rudi und Heinz holten so manche Ulke aus dem lustigen Wien hervor und ergötzen uns alle damit. Die Telefonisten übertrugen diese wirkungsvolle Feier auf alle angeschlossenen Stationen zur Infanterie und nach rückwärts bis zum Divisionskommando, woselbst ein Kamerad von uns, namens Musek Theo, Dienst am Telefon versah. Selbiger machte seinen vorgesetzten Offizieren die Mitteilung von unserer so weihevollen Feier und so gelangte diese bis weit zurück ins Etappengebiet. Herr Divisionskommandant interessierte sich sehr für diese so freudig gestimmte Batteriemannschaft und kündete der Batterie seinen baldigen Besuch an, den er am Stefanitag auch durchführte. Nachdem alle Kameraden im engsten Gesellschaftskreise sich köstlich unterhalten hatten musste doch endlich ans Schlafengehen gedacht werden und ging es heimwärts in unsere Stellungen. Die frische schneidige Luft des Christmorgens kam uns beim Verlassen der Halle entgegen und so verging bald der uns bereits übermannende Schlaf bei lustigem Vorwärtsschreiten zu unserem Heime beim Staffel.

25. Dezember. Zum Schlafen kam es nach dieser ergreifenden Weihnachtsfeier nicht mehr. Der Telefondienst erwartete mich um sechs Uhr früh, und nun ging es wieder ins alltägliche Lagerleben über. Im Kreise der Kameraden konnte bei Kartenspiel, Musik, Gesang und Lesen der Christtag, Stimmung wie beim heiligen Weihnachtsfest, verbracht werden.

Stefanitag. Die Bedienungsmannschaft der Geschützstellung verweilte nachmittags im Vergnügungsunterstand bei klingendem Spiel und hatte eben einer heiteren Szene, vorgetragen von Schrudorfer Rudi, zugehört, als der unverhoffte Besuch des Divisionskommandanten durch den Wachposten in unsere Walhalla, der ... von dem Vergnügungsunterstande geführt wurde. Wie erstaunte er, als er über die Schwelle der Eingangsdoppeltüre schritt und in den Spielsaal eintrat, wo eben alle Kameraden sich an den Darbietungen Rudis ergötzen. Feuerwerker Drechsler erstattete sofort die Meldung in gewohnter strammer Haltung und Herr Generalmajor ließ die Mannschaft sofort in Ruhe treten. Er erzählte von seinem Hören am Telefon von unserem Weihnachtskonzert und forderte uns Musiker auf, uns wieder anzustimmen, damit er persönlich sich an Ort und Stelle an dieser seltenen Unterhaltung im Felde, kaum 1 1/2 Kilometer vor dem Feinde, erfreuen könne. In gewohnter Stimmung setzten alle Musiker wieder ein und kam hierauf das Lied von der Schwere „An der Ikwa“, Melodie: „An der

schönen blauen Donau“, zur Aufführung, wozu alle Kameraden mitsangen, zweistimmig. Tief ergriffen hörte unser Gast den weichen, schmeichelnden, lieblich klingenden Strauß - Walzerklängen und fühlte sich als höre er in Wien ein altes Schrammelkonzert. Herr Hauptmann war bereits durch Telefon von dem unerwarteten Besuch verständigt und traf nach zehn Minuten bei uns ein. Beide Herren begrüßten sich in sichtlich erfreuter Laune. Sie setzten sich vor dem wärmespendenden Kamin zu Tisch und sogleich erschien der Wirt und kredenzte beiden hohen Gästen ein Gläschen guten Tropfen Wein. Herr Generalmajor konnte nicht genug Lob sagen über all die guten Eindrücke, die er von unserer Batterie gewonnen hatte. All unser Schaffen in der Geschützstellung gefiel ihm ausgezeichnet, der Ausbau unserer Wohnunterstände und besonders die heitere Stimmung der Mannschaft. Nach einstündigem Aufenthalte verabschiedete er sich von uns allen und dankte seiner unterstellten Batteriemannschaft herzlich für die ihm gebotene Unterhaltung. Versprach uns bestes Wohlwollen für die weitere Zukunft. Sein Pferdewärter hielt bereits sein Pferd bereit zum Abschied von der Sumpfstellung Bol – Zagorcze. Herr Hauptmann Metzner begleitete Herrn Generalmajor, die Mannschaft stellte sich im Halbkreise auf und nach erfolgter Ehrenbezeugung sagte unser hoher Besuch ein sorglich Lebewohl an uns „Auf baldig Wiedersehen und –hören!“ Auf dem schaukelnden Prügelweg über den breiten unheimlichen Sumpf konnte man von Weitem her noch das Schlagen der Hufe vernehmen und nach kurzem entschwand das schmucke Reiterpaar unserem Auge. Erst spät abends kehrte ich nach Hause und erzählte von dem Gesehenen all meinen Kameraden.

27. Dezember. An diesem Tage musste ich wegen meinem Durchfall leider zur Marodervisite, da mir dieser sehr zu schaffen machte. Ich musste während der Weihnachtstage doch ein wenig mit vielerlei Leckerbissen meinen Magen verdorben haben. Vom Arzt bekam ich Pulver und Morphinumtropfen zur Heilung. Durch drei Tage hindurch verblieb ich im Unterstand um Ruhe zu haben. Toni Lechner sandte mir ein Weihnachtspaket mit Liebesgaben, das natürlich in unserem Kameradenkreise ein Festtag wurde. Jeder von uns teilte immer, wie es eben nur die echte Kameradschaft im Felde brachte. Niemand wurde ausgenommen. Alle waren gleich. Dies hielt uns zusammen wie Eisen und Stahl. So war und so blieb es bis wir auseinandergingen.

30. Dezember. Während der Feiertage tropfte es vom Dach herein und musste nachgesehen werden, wo die schadhafte Stelle lag. Den ganzen Tag hatten wir vollauf zu tun um selbige wieder wasserdicht herzustellen.

31. Dezember. Silvesterfeier wieder in der Geschützstellung. Wie immer, so auch heute eine frohe Stimmung bis abends zehn Uhr. Das Jahr 1915 geht zur Neige. Nur noch zwei Stunden und wir stehen an der Schwelle des neuen Jahres 1916. In Gedanken, was wird das neue Jahr uns bringen – Sieg? Heimkehr zu unseren Lieben? Ja, wenn es uns jemand nur bestimmt sagen könnte. Dies war unser sehnlichster Wunsch. Doch wer kann uns helfen ihn zur Wahrheit zu machen? Vier Monate im Felde und schon so schwere Zeit gekostet.

Fünf Minuten vor zwölf Uhr kam der Befehl „Batterie feuerbereit“. Niemand wusste was los sei, da doch schon so lang kein Schuss von beiden Seiten fiel. Eine Salve auf unbestimmtes Ziel wird ausgefeuert als Gedenken der Jahreswende. Die Mannschaft eilte im Laufschrift zum Geschütz. „Egrasitgranate Ladung 5, Distanz 650, Libelle 200, Salve ausfeuern“ erscholl das Kommando und schon regte sich alles beim Geschütz. „1. Geschütz feuerbereit, 2., 3., 4.“ kam es von den Geschützvorameistern zum feuerleitenden Offizier. Punkt zwölf Uhr auf bekanntes Kommando „Feuer“ verließen die Geschöße zu gleicher Zeit die Rohre und nahmen ihren Weg hinüber über die Ikwa ins Feindesland ihrem gesteckten Ziele entgegen. Der Schall des Einschlages kam zurück zu uns und jetzt konnten wir vernehmen, dass unsere Stahlzigarren ihrer Bestimmung Genüge geleistet haben. Hernach „Feuer einstellen“. Im Unterstand, nach einiger Zeit bei Punsch und Bäckerei beisammen, besprachen wir noch: „Wird der Moskali uns antworten bei ihrer Jahreswende?“ „Ja, bestimmt antwortet er. Aber wie?“ gings durch unsere Reihen. Und wir sollten recht gehabt haben.